

Julia Onken: Warum ich gegen das Organspende-Gesetz bin

Nummer 17 – 28. April 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Es werde Licht

Willkommen im neuen LSD-Zeitalter.

Chris von Rohr

St. Galler Saftladen

Vetterliwirtschaft und Intrigen am Bundesverwaltungsgericht. *Christoph Mörgele*

Amerika treibt Europa in einen Atomkrieg

Kanzler Scholz im Würgegriff der Hasardeure von Washington.

Oskar Lafontaine

Inflation ist heilbar

Die Therapie
des Jahrhundert-Ökonomen
Milton Friedman



**Gewinner
Volg Vereins-
wettbewerb:
Verkehrskadetten
Oberaargau
Lotzwil BE**

Aus Liebe zum Dorf, wo man für den Verkehr auf die Strasse geht.

Die Verkehrskadetten Oberaargau Lotzwil BE sorgen am Festival, am Märli oder an der Chilbi für Sicherheit und Ordnung auf Strassen und Parkplätzen. Als Verein gehören sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

Volg
frisch und fründlich

Das neue Eherecht schadet den Müttern

Viel zu reden gibt in der Schweiz ein Urteil des Bundesgerichts, wonach Hausfrauen im Falle einer Trennung und Scheidung für ihren Lebensunterhalt selber verantwortlich sind. Geschiedene Mütter haben nicht mehr automatisch Anspruch auf Unterhaltszahlungen ihres Ex-Mannes.

Frau und Mann sind demnach prinzipiell für sich selber verantwortlich. Ehe und Kinder sind für Frauen nicht mehr eine Art Lebensversicherung – so der Entscheid einer ausschliesslich bürgerlichen Richterkammer in Lausanne.

Ein Mann hatte geklagt, weil er neben dem unbestrittenen Kinderunterhalt der Frau über 15 000 Franken monatlich hätte zahlen sollen. Es war tatsächlich zuweilen ungerecht, dass die Frau ihren Lebensstandard fortsetzen konnte, der Mann sich aber einschränken, im Extremfall sogar wieder das Kinderzimmer im Elternhaus beziehen musste.

Das Urteil wird als modern gefeiert und ist es wohl auch, jedenfalls ist es eine verspätete Folge des neuen Eherechts, wonach der Mann nicht mehr verantwortliches Oberhaupt der Familie ist. Und auch eine Folge davon, dass die Schuldfrage bei einer Scheidung keine Rolle mehr spielt.

Letzteres führte oft zu ungerechten Situationen, wenn nämlich die Frau mit dem Tennislehrer durchbrannte und der malochende, ausgebremste Mann dann noch den Lebensunterhalt zahlen, um die Väterzeit kämpfen und oft nur noch mit sehr wenig Geld durchs Leben gehen musste.

Auf der anderen Seite: Jahrzehntlang benachteiligte das Schweizer Ehe- und

Scheidungsrecht die Frauen. Männer konnten sich mit banalen Tricks um Unterhaltspflichten drücken. Dann schlug das Pendel zurück, und die Männer drohten bei Scheidungen in die Opferrolle zu geraten. Selber schuld.

Die heutige Regelung schadet wahrscheinlich den Frauen. Sie werden zwar unabhängiger vom Ehemann, dafür aber ab-

Kalte Zeiten kommen auf uns zu.

Vor allem auf die Kinder.

Ihr Universum wird zerbrechlicher.

hängiger vom Zwang, sich neben der Familie eine Berufskarriere warmzuhalten. Welche Frau wird, kann, darf noch bereit sein, für die Familie, für ihre Kinder auf eine Laufbahn zu verzichten?

Damit schadet das neue Modell dem eigentlichen Zweck jeder Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau: den Kindern. Da die Eltern sich materiell nicht mehr aufeinander verlassen können, bleiben sie gezwungen zu arbeiten. Erst dann, weit hinten kommen die Kinder.

Ist das vernünftig?

Unsere Zeit ist besessen vom Kindeswohl. Aber vermutlich schaffen wir durch unsere scheinmodernen Ehevorstellungen das Gegenteil. Eltern, die beide hauptamtlich damit beschäftigt sind, auf dem Arbeitsmarkt nicht den Anschluss zu verlieren, laufen Gefahr, ihre Kinder zu vernachlässigen.

Nennt mich altmodisch, aber ich glaube, das Wohl unserer Zivilisation hängt von der Qualität der Mütter ab. Gibt es eine wichtigere Aufgabe, als dafür zu sorgen, dass die nächste Generation der Menschheit gut herauskommt? Männer können Kinder zeugen. Frauen schaffen das Wunder des Lebens. Und der Geborgenheit.

Männer sind nomadische Naturen, Streuner, Jäger und Sammler, stets leicht verführbar. Sie brauchen Halt. Man sollte es ihnen nicht zu einfach machen, aus einer Ehe auszuweichen. Auch Frauen neigen zur Flexibilität – «la donna è mobile». Wem ist geholfen, wenn wir die Trennungshürden senken?

Wer heiratet, begibt sich unter das nicht immer nur süsse Joch der Zweisamkeit. Man tauscht die Freiheit des Ichs gegen die Freiheit der Familie, die mehr ist als die Summe ihrer Einzelteile. Eltern sollten zusammenbleiben, weil sie gemeinsam das Universum bilden, das ihre Kinder bewohnen.

Kalte Zeiten kommen auf uns zu. Vor allem auf die Kinder. Ihr Universum wird zerbrechlicher. Die Schicksalsgemeinschaft der Ehe verkommt zur Tagesabschnittspartnerschaft. Grosser Verlierer sind die Mütter. Ihre Befreiung besteht darin, dass sie, verlassen mit 45, wieder arbeiten gehen müssen.

«Drum prüfe, wer sich ewig bindet», hiess es früher. Das neue Eherecht nimmt der Ehe den Ernst und dem Bund seinen verbindlichen Charakter. Die Eheleute finden sich emanzipiert wieder in gemeinsam einsamer Trostlosigkeit. Warum überhaupt noch heiraten? Alles fliesst. Wichtiges löst sich auf. R. K.

Was taugt die Schweizer Armee?, Stephanie Rielle La Bella, Wappentier der Urschweiz, Putins Dresdner Freunde

Der Ukraine-Krieg bringt Fragen aufs Tapet, die vor einem Jahr noch kaum ein Thema waren: Wie wahrscheinlich ist eine militärische Bedrohung der Schweiz? Könnten wir uns in dem Fall verteidigen? Wir fragen Stefan Holenstein, Chef der Landeskonferenz der militärischen Dachverbände, nach seiner Einschätzung. Er ist einer der höchsten Milizsoldaten im Land. Können wir noch ruhig schlafen? Seine Antwort: Die Schweizer Armee ist nur bedingt abwehrbereit, sie hat besorgniserregende Lücken bei Personal und Material. Was tun? **Seite 26**

Das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen hat ein Problem. Es heisst Stephanie Rielle La Bella und übt die Funktion einer Generalsekretärin aus. Im Dezember zerpflückte die Beschwerdekammer des Bundesstrafgerichts die von ihr ausgesprochene Kündigung eines 59-jährigen Kadermanns. Nicht in einem Punkt gab ihr diese Kammer recht. Rielle La Bella beging demnach eine «Persönlichkeitsverletzung», welche die Steuerzahler 83 000 Franken kostete. Da stellt sich die Frage, was eigentlich die für die Aufsicht verantwortliche Verwaltungskommission tat – umso mehr, als im beruf-



Geheimdienstfreunde in Dresden:
Wladimir Putin als KGB-Offizier in Deutschland.

lichen Umfeld der Generalsekretärin des Bundesverwaltungsgerichts vorzugsweise Verwandte und Bekannte berücksichtigt werden. **Seite 34**

Die Grünen wollen aus Klimaschutzgründen die Viehhaltung in der Stadt Zürich ver-

bieten. Es ist ein Angriff auf das Wappentier der Urschweiz. Und noch mehr: Unser Autor Pirmin Meier, der zu den besten Kennern der hiesigen Volkskunde zählt, erklärt in einem literarisch-historischen Essay, wie es überhaupt zur Blüte der früh eidgenössischen Viehkultur kam – dank der mittelalterlichen Erderwärmung. Einmal mehr zeigt sich: In aufgeheizten Debatten ist es nie falsch, einen Meister der ruhigen Rückschau zu Rate zu ziehen. **Seite 38**

Der Historiker Hubertus Knabe leitete von 2000 bis 2018 die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, wo an die Verbrechen des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (Stasi) erinnert wird. Es gibt kaum jemanden, der mehr über die Geschichte des real existierenden Sozialismus auf deutschem Boden weiss. Für diese Ausgabe beleuchtet er die Anfangsjahre von Wladimir

Putin als KGB-Offizier in Dresden. Der hatte dort regen Kontakt mit den lokalen Stasi-Kadern, wie auch zahlreiche Fotografien belegen. Auffallend viele KGB-Weggefährten aus dieser Zeit bekleiden heute wichtige Ämter und Funktionen in Putins Russland. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Neu aus alt



**100% rPET*: Alle Flaschen
aus recyceltem Material.**

Erfahre mehr zu 100% rPET auf [coke.ch](https://www.coke.ch)

EINE INITIATIVE VON
Coca-Cola

*Abgebildete Flaschen bald in 100% rPET erhältlich (ausgenommen Deckel, Etikett und Umverpackung). ©2022 The Coca-Cola Company



Urquelle: Chris von Rohr. Seite 14



Gefährliche Liebe: Heard und Depp. Seite 40



Im Würgegriff: Olaf Scholz. Seite 22

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Ist Elon Musk der Voltaire unserer Zeit?
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Philipp Hildebrand
- 12 Tagebuch Gery Büsser
- 13 Bern Bundeshaus
Simonetta Sommaruga: Geister, die sie rief
- 14 Es werde Licht Chris von Rohr
über die Segnungen von LSD
- 18 Erziehung der Gefühle
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Cornelia Boesch
- 20 Mörgeli Lauter Jubel im Leutschenbach
- 20 Mauchs famose Karte
«Züri City Card»
- 21 Peter Bodenmann
100 Kilowattstunden für 1100 Kilometer
- 22 Amerika treibt Europa in den Atomkrieg
Oskar Lafontaine über Kanzler Olaf Scholz
- 24 Julia Onken Warum ich gegen
das Organspende-Gesetz bin
- 25 Trauma und Tabu
Macron gegen Le Pen
- 26 Bedingt abwehrbereit
Der Zustand der Schweizer Armee
- 28 Hilfe, ich werde alt Nena Schink
- 29 Herodot
- 30 Blues auf Französisch
Stephan Eicher ist retour
- 32 Drehtür ins Weisse Haus
Vater und Sohn Bidens Geschäftspartner
- 33 Kurt W. Zimmermann
Die Nachrichten der Depeschenagentur

- 34 St. Galler Saftladen Vetterliwirtschaft
am Bundesverwaltungsgericht
- 35 Inside Washington
Im totalen Chaos ertrinken
- 36 Schwaches Russland, starke Türkei
Profiteur des Ukraine-Krieges
- 37 Anabel Schunke
Feiglinge und Mitläufer
- 38 Wappentier der Urschweiz
Zürich will die Kuhhaltung verbieten
- 39 Pfisters abenteuerliche Idee
Mitte-Partei will nun Waffen liefern
- 40 Gefährliche Liebe
Hollywoods vergiftete Beziehungen
- 43 Fertig lustig
Komiker Karpi
- 44 Putins Dresdner Freunde
Seilschaften aus der DDR
- 47 Tamara Wernli Weicheier
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe Hermann Nitsch, Guy Lafleur
- 50 Beat Gygi
Organspenden als Tausch

LEADER: MILTON FRIEDMAN

- 51 Inflation ist heilbar
Legendäre und heute noch gültige Rede
des grossen Geldtheoretikers von 1974

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Propaganda ist gut
Kunst der Public Relations
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel

- 64 Weisses Pulver, schwarze Wut
Musikrevolution der 1970er Jahre
- 66 TV-Kritik
- 67 Film «The Unbearable Weight
of Massive Talent»
- 68 Ausstellung
Varlin/Moser: Exzessiv!
- 69 Pop The World Is a Beautiful Place
& I Am No Longer Afraid to Die
- 69 Jazz
Mamadou Diabate & Percussion Mania

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Genderübersicht
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich?
Ted Scapa, Maler und Cartoonist
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Sechsläuten in Zürich
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Kaffee mit ...
Christian Spuck, Ballettchef
- 80 Menschen von morgen
Carla Bänziger, Finanzspezialistin
- 82 Das indiskrete Interview
Yuliya Benza, Bachelorette

Ihr Immobilienraum?



Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!

3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8255 **Betwil a. L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'682'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!

3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



Sorry, leider bereits vollvermietet!

4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8222 **Rumlikon**, Dennis Triggli Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug ab sofort
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Ist Elon Musk der Voltaire unserer Zeit?

Kaum ein Tag vergeht ohne neue Angriffe auf die Meinungsfreiheit. Dass der Tesla-Chef nun Twitter kauft, ist eine seltene Quelle der Hoffnung.

Toby Young

Für Liebhaber der freien Meinungsäußerung ist der Kauf von Twitter durch Elon Musk für 44 Milliarden Dollar wahrscheinlich die beste Nachricht des Jahres. Nachdem der Verwaltungsrat sein Angebot angenommen hatte, gab der eigenwillige Unternehmer eine Erklärung ab: «Freie Meinungsäußerung ist die Grundlage der Demokratie, und Twitter ist der digitale Marktplatz, auf dem wichtige Themen für die Zukunft der Menschheit debattiert werden.»

Welche Änderungen wird Musk am beliebtesten Mikroblogging-Dienst der Welt vornehmen? Anfang Jahr forderte er, Twitter solle die Algorithmen veröffentlichen, auf die er sich bei der automatischen Zensur seiner Nutzer stützt, und die Nutzer auffordern, diese auf Anzeichen politischer Voreingenommenheit zu überprüfen. Darüber hinaus können wir eine Überarbeitung der Richtlinien zur Inhaltsmoderation erwarten, damit sie dem Grundsatz der freien Meinungsäußerung besser entsprechen, und höchstwahrscheinlich die Wiedezulassung einiger Personen, die Twitter verboten hat, darunter Donald Trump.

Heimtückische Form der Zensur

Als Generalsekretär der Free Speech Union begrüße ich diese Initiativen, aber ich hoffe, dass Musk noch weiter geht und die Abteilung für Faktenüberprüfung umgestaltet. Hunderte von Twitter-Nutzern haben mich kontaktiert und sich darüber beschwert, dass alles, was sie sagten und was das offizielle Narrativ über Covid-19 oder den Klimawandel in Frage stellt, als «Fehlinformation» gebrandmarkt und von der Seite entfernt worden sei. Die grossen Tech-Unternehmen haben die Angewohnheit, Menschen, die vom Mainstream abweichen, nicht zuzulassen, indem sie so tun, als hätten diese die Fakten falsch verstanden, obwohl sie in Wirklichkeit nur diese Ansichten ablehnen. Ich hoffe, dass der Eigentümer von Tesla und SpaceX dieser heimtückischen Form der Zensur ein Ende setzt.

400 Millionen Nutzer von Twitter sind nachweislich eher links orientiert, und einige der prominentesten liberalen Kommentatoren der Plattform haben entsetzt die Arme hochgerissen, weil

Amerikas reichster Mann einfach ihre digitale Spielzeugkiste gekauft hat. Emily Bell vom *Guardian* twitterte: «Ich nehme mir einen Moment Zeit, um darüber nachzudenken, wie völlig verrückt es ist, dass im Jahr 2022 ein Unternehmen mit einem bedeutenden Datensatz privater und öffentlicher Kommunikation, das Gemeinden,

Zu erwarten ist die Wiedezulassung einiger Personen, die Twitter verboten hat, darunter Donald Trump.

Unternehmen und Regierungen auf der Plattform hat, mit so gut wie keiner Prüfung den Besitzer wechseln kann.»

Dies ist einer der häufigsten Einwände gegen die Übernahme von Musk – kann es richtig sein, dass ein Milliardär ein so wichtiges Medienunternehmen übernehmen kann? –, aber es ist schwer, ihn ernst zu nehmen, wenn dieselben Leute keine Vorbehalte gegen den Kauf der *Washington Post* durch Jeff Bezos geäussert haben. Es ist ja nicht so, dass Twitter bis jetzt eine Genossenschaft war, und andere Big-Tech-Unternehmen wie Google und Facebook sind ebenfalls im Besitz von Milliardären.

Die Schlussfolgerung ist, dass es nicht die Konzentration der Medienmacht in wenigen Händen ist, die diese Linksliberalen ablehnen, sondern



„Ich hatte mir einen spannenden Unternehmensprozess anders vorgestellt...“

die Tatsache, dass eine grosse digitale Plattform jemandem gehören wird, dessen Ansichten ihnen nicht gefallen. Aber warum sollte es nicht ein bisschen mehr Meinungsvielfalt unter den Eigentümern von Big Tech geben? Die Leichtigkeit, mit der Musk Twitter kaufen konnte, ist kein Armutszeugnis für den Wettbewerb auf dem freien Markt, sondern ein gutes Beispiel für dessen weitreichende soziale Vorteile.

Prinzipien oder Profit?

Ist Elon Musk wirklich der libertäre Konservative, den sich diese linksliberalen Bettnäser vorstellen? Wir werden es bald wissen. Tesla hat im Dezember 70 847 in China hergestellte Fahrzeuge verkauft, womit sich die Gesamtzahl im vergangenen Jahr auf 473 078 erhöhte. Wie wird Musk angesichts der Bedeutung des chinesischen Marktes für den anhaltenden Erfolg von Tesla reagieren, wenn die Kommunistische Partei Chinas ihn auffordert, Tweets über Menschenrechtsverletzungen in China zu zensieren?

Musk hat versprochen, gegen staatlich geförderte Bots vorzugehen, die Propaganda verbreiten. Aber gilt das bei Xi Jinpings Bots genauso rücksichtslos wie bei Putins Bots? Andere Eigentümer von Big-Tech-Unternehmen haben diesen Test nicht bestanden. Wird Musk seine Prinzipien wirklich über den Profit stellen?

Sollte er sich als weniger strikter Fundamentalist der Meinungsfreiheit erweisen, als er behauptet, wäre das eine Enttäuschung, aber keine Tragödie. Denn er kann kaum zensurfreudiger sein als die vorherigen Eigentümer von Twitter, sondern wird es mit ziemlicher Sicherheit weniger stark sein, selbst wenn er die Standards des Aufklärungsphilosophen Voltaire nicht erreicht.

Er hoffe, seine schärfsten Kritiker blieben auf der Plattform, twitterte Musk nach dem Deal, was ein gutes Zeichen ist. Ich bin vorsichtig optimistisch. In einer Zeit, in der kaum ein Tag vergeht, an dem nicht ein weiterer Angriff auf die Meinungsfreiheit verübt wird, ist Musks Kauf von Twitter eine seltene Quelle der Hoffnung.

Toby Young ist Generalsekretär der Free Speech Union.

Neckaridylle und Romantischer Rhein



MS Thurgau Casanova ☀☀☀☀ Stuttgart–Heidelberg–Speyer–Basel

8 Tage ab
CHF 1790* p.P.

1. Tag Zürich–Stuttgart

Individuelle Anreise nach Zürich Flughafen. Busfahrt nach Stuttgart und kurze Rundfahrt (inkl.). Einschiffung und Abendessen. Das Schiff bleibt über Nacht in Stuttgart.

2. Tag Stuttgart–Lauffen

Geniessen Sie die Schifffahrt nach Lauffen. Ankunft nach dem Mittagessen. Ausflug⁽¹⁾ zum Ludwigsburger Schloss.

3. Tag Lauffen–Bad Wimpfen–Eberbach

Schifffahrt nach Bad Wimpfen und Rundgang⁽¹⁾ durch den mittelalterlichen Stadtkern. Weiterfahrt nach Eberbach. Am Abend lohnt sich ein individueller Spaziergang.

4. Tag Eberbach–Heidelberg

Erholung und Entspannung an Bord. Ankunft in Heidelberg und Rundgang⁽¹⁾ durch die vielbesungene Universitätsstadt. Am Abend Weiterfahrt Richtung Boppard.

5. Tag Boppard–Rüdesheim

Rundgang⁽¹⁾ in Boppard mit Weinprobe. Alternativ Fahrt mit der Sesselbahn zum Aussichtspunkt. Geniessen Sie die einzigartige Kulturlandschaft während der Passage des «Romantischen Rheins». Freie Zeit in Rüdesheim.

6. Tag Rüdesheim–Speyer

Schifffahrt entlang des Rheins. Ankunft in Speyer und Rundgang⁽¹⁾ mit Domführung. Für technisch Interessierte lohnt sich ein Besuch des Technik Museums Speyer.

7. Tag Speyer–Plittersdorf–Kehl

Ab Plittersdorf Ausflug⁽¹⁾ zum Weingut «Schloss Neuweiler» mit Kellerführung und anschliessender Weinprobe. Wiedereinschiffung der Ausflugs Gäste in Kehl.

8. Tag Basel

Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Basel–Stuttgart

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Reisedaten 2022 **Es het solangs het Rabatt**

Stuttgart–Basel	Basel–Stuttgart
18.05.–25.05. 500 ⁽⁶⁾	25.05.–01.06. 500

⁽⁶⁾ 50% Rabatt auf Zuschlag zur Alleinbenutzung

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bustransfer Zürich–Stuttgart mit kurzer Rundfahrt in Stuttgart oder v.v.
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise nach/von Zürich und Basel, Verpflegung während der Busfahrt, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2290
2-Bettkabine Hauptdeck	2490
2-Bettkabine Deluxe Hauptdeck ⁽⁵⁾	2690
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2990
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	3090
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	690
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	190

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Ludwigsburger Schloss



Bad Wimpfen

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Kurzfristig Treibstoffzuschlag möglich



MS Thurgau Casanova****



2-Bettkabine Oberdeck (ca. 12 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Restaurant

Attraktive Geniesser-Flussreisen!

9 Tage ab
CHF 1869 p.P.



Genuss der Sinne

Basel–Amsterdam–Basel

MS Thurgau Prestige ☀☀☀☀

Reisedaten 2022

23.05.–31.05.	08.09.–16.09.
26.07.–03.08.	

8 Tage ab
CHF 2290 p.P.



Wine & Dine auf Saar, Mosel und Rhein

Saarbrücken–Trier–Mainz v.v.

MS Thurgau Casanova ☀☀☀☀

Reisedaten 2022

Saarbrücken–Mainz	Mainz–Saarbrücken
14.09.–21.09.	21.09.–28.09.



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ✨

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten



VIP-Spezialreise «Schweizer Nostalgiezüge» Höchste Gefühle für Eisenbahnfans

Glacier- und Bernina-Express, «Golden Pass Line», Schynige-Platte-Bahn: Für Freunde von historischen Bahnen und Zügen – echte Eisenbahnfans also – ist diese Exkursion an Höhepunkten nicht zu überbieten. Steigen Sie ein, und lassen Sie mit unserem 8-tägigen Schienenabenteuer kreuz und quer durch die Alpenwelt die gesamte Schweizer Bahngeschichte Revue passieren.

Tag 1 – Abfahrt in Luzern. Mit der steilsten Zahnradbahn der Welt erklimmen wir den Pilatus. Hier oben geht der Blick vom Säntis bis zum Berner Oberland. Talwärts schweben wir mit der Luftseilbahn und der Panorama-Gondelbahn.

Tag 2 – Weiter geht die Reise mit dem Luzern-Interlaken-Express über den Brünigpass bis Wilderswil. Wir steigen um in die Schynige-Platte-Zahnradbahn aus dem 19. Jahrhundert. Der grandiose Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau krönt das Erlebnis.

Tag 3 – Im Regio-Express gleiten wir entlang des Thunersees von Interlaken nach Zweisimmen. Im Simmental erwartet uns die elegante Schmalspurbahn der «Golden Pass Line», mit der wir im Stil der Belle Epoque nach Lausanne fahren.

Tag 4 – Nächster Halt: Charlie-Chaplin-Museum in Vevey. Anschliessend begeben wir uns mit der Matterhorn-Gotthard-Bahn komfortabel in die alpine Region von Zermatt.

Tag 5 – Heute haben Sie Zeit zur freien Verfügung – oder Sie entscheiden sich für den optionalen Ausflug mit der zweithöchsten Bergbahn Europas auf den Gornergrat, einmaliger Rundumblick inklusive.

Tag 6 – Im Panoramawagen des Glacier-Express, des «langsamsten Schnellzugs der Welt», tuckern wir gemütlich von Zermatt nach St. Moritz. Während wir das Alpenpanorama bestaunen, geniessen wir das Mittagmenü aus der hervorragenden Bordküche.

Tag 7 – Mit dem Bernina-Express überqueren wir die Passhöhe und schlängeln uns über zahllose Brücken und über das Kreisviadukt von Brusio hinab ins Tal der Adda.

Tag 8 – Lugano ahoi! Hier beenden wir die wunderschöne Reise mit einer Schifffahrt.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter:

www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Schweizer Nostalgiezüge»

25. September bis 2. Oktober 2022:

Leistungen:

- 7 Übernachtungen mit Halbpension in 4-Sterne-Hotels
- Gepäcktransport
- 7 Abendessen, 1 Mittagessen in Tirano
- Ausflüge und Zugfahrten gemäss Programm
- Besuch Charlie-Chaplin-Museum, Vevey
- St. Moritz-Tirano mit dem Bernina-Express
- Schifffahrt auf dem Luganersee
- Reiseleitung, Unterlagen und Insolvenzversicherung

Zusätzlich buchbar:

Gornergratbahn (2. Klasse) Fr. 80.–
mit Halbtax Fr. 40.–

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2550.– (2. Klasse),
Fr. 2310.– (mit Halbtax), Fr. 2070.– (mit GA)
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 480.–
Zuschlag für Nichtabonnenten: Fr. 300.–

Buchung:

Telefon: 091 752 35 20
E-Mail: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Lieber Philipp Hildebrand

Als Nationalbankpräsident mussten Sie zurücktreten, Generalsekretär der OECD durften Sie nicht werden, jetzt gibt's wahrscheinlich bald als Trostpreis das Präsidium der Zürcher Kunstgesellschaft. Und das wäre eine gute Sache. Sofern es nicht zu einem typischen Zürcher Streit kommt und die Kritiker mobil machen, die finden, diese Besetzung müsse nach demokratischen Kriterien erfolgen, sprich unter Mitsprache der Bevölkerung, die schliesslich die Hälfte der Kosten dieser Institution trägt.

Nun, ich finde, die Kunstgesellschaft als Trägerverein beweist mit Ihrer Wahl ein gutes Händchen. Denn machen wir uns nichts vor: Heute ist eine Institution von der Wichtigkeit des Kunsthhauses zwar nicht ein Fürstentum, wie Kritiker meinen, sondern eine Art Bank, eine Verwaltung von hohen Vermögenswerten. Und wenn es darum geht, weitere hochkarätige Kunstsammlungen hereinzuholen, so ist für Verhandlungen mit den



Sie sind die ideale Wahl:
Ex-Nationalbankpräsident Hildebrand.

Sammlern, die ihre Bilder einem Museum anvertrauen möchten, der Vizepräsident des weltgrössten Vermögensverwalters Blackrock genau der Richtige.

Sie bringen das nötige Verständnis für die hohe Sensibilität kunstliebender Milliardäre mit. Eine Institution wie das Kunsthhaus ist und

bleibt nun mal ein Treffpunkt der Reichen, wo der langjährige Präsident Walter Kielholz den Stab direkt an die Tochter aus reichem Haus, Anne Keller Dubach, übergeben hat. Und mit Ihnen an der Spitze und Ehefrau Margarita Louis-Dreyfus an Ihrer Seite, die als Regentin eines Milliardenkonzerns auch recht wohlhabend ist, werden Prestige und Exklusivität der Kunstgesellschaft noch heller glänzen.

Mir ist es als Kunstliebhaber und reger Museumsbesucher recht, wenn ich mich nur an den Bildern ergötzen darf, ohne mich um die ganzen Steuertricks, Ego-Spielchen und überhissenen Millionengeschäfte des Kunstmarktes kümmern zu müssen. Das überlasse ich gerne Ihnen.

Sie sind die ideale Wahl.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Gery Büsser



In einer erfolgreichen Eishockeymannschaft erfüllt jeder seine Rolle: Der Headcoach ist für Taktik und Strategie verantwortlich, die Spieler müssen die Vorgaben aufs Eis bringen und die Tore erzielen (bzw. verhindern), der Materialwart ist für die Ausrüstung zuständig – und ich als Arzt habe (zusammen mit den Physiotherapeuten) die Gesundheit des Personals zu gewährleisten.

Dies ist meine Rolle, die mir aber auch Spielraum in der Interpretation und Durchführung lässt und zugleich fordert. Man wächst in den Play-offs noch mehr als Team und rückt näher zusammen. Man hat eine gemeinsame Mission und ist füreinander da: jederzeit. Mit Feuer, Respekt und Demut bei Sieg oder Niederlage seinen Teil zu leisten, lässt das Team und sich selber wachsen. «Pay the price» («Nimm die Herausforderung an und bezahle den Preis») – ich liebe das.

Jedes Jahr ist es anders, die Zusammensetzung von Team und *staff* wechselt, es kommen neue Impulse; Hierarchien und Konstellationen verändern und verschieben sich. Bei einer so grossen und stolzen Organisation wie derjenigen der ZSC Lions mitmachen zu dürfen, ist eine grosse Ehre und auch eine Herausforderung. Die Erwartungshaltung ist hoch, die Fans tragen eine fantastische Stimmung in die Hallen, sie erzeugen aber auch Druck. Und das Know-how auf allen Ebenen wächst ständig. Es ist aber gar nicht so einfach, ob der zunehmenden Digitalisierung und Durchleuchtung der Athleten, des Sports und der Taktik das eigentliche Spiel und den Spieltrieb nicht zu verlieren. Aber ich kann Ihnen vergewissern: Die Jungs haben Lust und Freude.

Der Spirit im Eishockey gefällt mir – und nie kommt er besser und intensiver zum Ausdruck als in den Play-offs. Zwar arbeite ich auch in dieser Phase während rund 80 Prozent an der Schulthess-Klinik, aber im März und April diktiert das Eishockey-Play-off mein Leben – und auch mein Aussehen. Es ist enorm wichtig, dass es Institutionen gibt, die den Sport unterstützen, sich interessieren und Hand bieten, um mitzuhelfen, etwas zu erreichen. Es ist ein grosses Privileg, in einer solchen Institution zu arbeiten, die das lebt.

Auf dem Weg zu einem Meistertitel liess ich mir 2000 erstmals, auch etwas auf Druck des Teams, einen Play-off-Bart wachsen. Grundsätzlich bin ich kein abergläubischer Mensch. Aber im Sport kommen solche Gedanken fast automatisch auf. Wenn man gewinnt, zieht man das nächste Mal wieder denselben Pull-over und dieselbe Krawatte an. In diesen Play-offs musste ich diese Accessoires schon lange nicht mehr wechseln. Bis zum Dienstag gewannen wir neun Spiele nacheinander. Sie wollen wissen, wie meine Glückskrawatte aussieht: Sie ist rot-weiss gestreift.

Zu unseren Ritualen gehören auch die richtige Ernährung und das Mixen eines Zaubertranks. Selbstverständlich ist die Zusammensetzung streng geheim. Was ich aber sagen kann, ist, dass sie auf den Studien der Maturarbeit meines jüngeren Sohnes Xeno basiert. Deren wissenschaftlicher Hintergrund ging über die Jahre in die angewandte Praxis über. Auch wenn der Trank den Anforderungen in Phasen der extremen körperlichen Intensität und vor allem kognitiven Frische gerecht wird, liegt der eigentliche Zauber nicht im, sondern um das Getränk – womit wir wieder beim Team wären.

Was Eishockeyspieler während der Play-offs leisten, ist aus sportphysiologischer Sicht eigentlich gar nicht möglich – Hochleistungen auf dieser Intensitätsstufe im Zweitagesrhythmus. So kommt der Erholung eine zentrale Bedeutung zu. Und weil die erforderlichen Kohlenhydrate in derart kurzer Zeit über feste Nahrungen fast nicht einzunehmen sind, greifen wir auch zu Flüssignahrung – und veredeln diese mit unserem Zaubertrank.

Als Arzt kann ich im entscheidenden Moment aber nur flankierend wirken – und meinen Beitrag zur Stabilität des ganzen Teamgefüges leisten. Aber ich habe meine feste Rolle in der ganzen Organisation, das zählt. Nach den für alle sehr schwierigen und zähen Corona-Jahren und deren Restriktionen haben diese Play-offs auch durchaus einen befreienden Charakter – wir können wieder spielen; und das Publikum ist wieder mit uns. Das ist ein sehr schönes Gefühl.

Etwas ist für mich glasklar: Wer es bis in den Play-off-Final geschafft hat, bewegt sich sportlich und körperlich, aber auch mental auf einem derart hohen Niveau, dass letztlich Faktoren wie Nervenstärke, Kaltblütigkeit, Siegermentalität und Erfahrung entscheiden werden. Auch das Wettkampfglück und der unbedingte Wille sind Komponenten, die Sieger von Verlierern trennen, letztlich bleibt es aber ein Spiel, das allen Beteiligten Spass machen sollte: den Spielern, den Fans und auch uns Betreuern.

Der 58-jährige Zürcher Oberländer Gery Büsser ist seit 1996 Teamarzt der ZSC Lions. Im Hauptberuf arbeitet er als Chefarzt und Leiter des Swiss Olympic Medical Center in der Zürcher Schulthess-Klinik.

Geister, die sie rief

Energieministerin Simonetta Sommaruga will das Land mit Solarpanels verschandeln. Die Kontrolle über diese Entwicklung entgleitet ihr zusehends.

Der Ausstieg aus der Atomkraft bei einem gleichzeitigen Verzicht auf Gas und Öl, diese Gleichung konnte nicht aufgehen. Damit in der Schweiz die Lichter künftig nicht ausgehen, muss SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga jetzt die gesamte Stromwirtschaft an den Subventionstropf nehmen. Sommarugas Problem dabei ist: Sie wird die Geister nicht mehr los, welche sie mit der grosszügigen Subventionierung von Solarpanels zum Beispiel gerufen hat, denn das weckt erst recht neue Begehrlichkeiten in den alpinen Kantonen.

So werden im Wallis nicht bloss Pläne für Wasserkraftprojekte, sondern auch der Bau grossflächiger Solarkraftwerke in hochalpinen Zonen vorangetrieben. Oberhalb des Grenzdörfchens Gondo, in 2200 Meter Höhe, soll die grösste alpine Fotovoltaik-Anlage der Schweiz entstehen. Sie soll einst über 23 Millionen Kilowattstunden Strom pro Jahr liefern.

Erst angedacht ist das Projekt der Gemeinde Grengiols, das der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann ausheckte. Im Saflischthal, entlang einer beliebten Wanderroute und im Landschaftspark Binn, soll auf einer Fläche von 5,6 Quadratkilometern ein gigantisches Solarkraftwerk entstehen, mit einer jährlichen Stromproduktion von 2 Milliarden Kilowattstunden. Das würde in etwa der Produktion der Grande-Dixence-Staumauer im Val d'Hérémence entsprechen.

Kriterien, Schwellenwerte?

Die SP-Bundesrätin hält nicht viel von Solaranlagen in den Alpen. Als sie der Walliser Energiedirektor Roberto Schmidt (Mitte-Partei) im September des letzten Jahres auf das grosse Potenzial solcher Anlagen hinwies und sich auch über die Rechtslage sowie die allenfalls notwendigen Gesetzesanpassungen erkundigte, bekam er eine Absage. Man werde «die Voraussetzungen und Kriterien für gross-



Hunderte Millionen Franken: Bundesrätin Sommaruga.

flächige Fotovoltaik-Anlagen im hochalpinen Raum prüfen», teilte Sommaruga dem Walliser Energiedirektor mit. Das ist die höfliche Art im Bundeshaus, lästige Antragsteller abzuwimmeln.

Tatsächlich sieht die Bundesrätin keinen Bedarf, Kriterien und Schwellenwerte für grosse Fotovoltaik-Anlagen von nationalem Interesse festzulegen. Aus den Antworten auf konkrete Fragen, die Energiedirektor Schmidt in seinem Schreiben vom September aufwarf,

Statt 30 Prozent der Investitionskosten übernimmt der Bund nun 60 Prozent.

geht unmissverständlich hervor, was Sache ist. «Bei einem Schwellenwert für das nationale Interesse von 20 Gigawattstunden Jahresproduktion, wie dies bei neuen Wasserkraft- und Windenergieanlagen der Fall ist, würden solche Fotovoltaik-Anlagen eine Fläche von mindestens 20 Hektaren einnehmen. Das entspricht der Fläche von 30 Fussballfeldern. Solche Anlagen sind vor allem im alpinen Kontext aufgrund ihrer Grösse derzeit unrealistisch», heisst es darin.

Sommarugas Energie- und Raumplanungsexperten rümpften bereits die Nase, als das Wallis auf dem Stausee Les Toules im Val d'Entremont 2019 eine schwimmende Solaranlage bewilligte. Solche Installationen solle man erst dann an die Hand nehmen, wenn das Potenzial auf Dächern und Fassaden nicht ausreicht – und auch dann nur in Ausnahmefällen, hiess es damals aus Bern.

Für Sommaruga haben Dächer und Fassaden absolute Priorität. Der starke Zubau in den Jahren 2020 und 2021 bestätigte diesen Weg, predigt sie seit Monaten auf allen Kanälen. Damit es vorwärtsgeschieht, sollen weitere Hunderte Millionen Franken eingeschossen werden. Statt 30 Prozent der Investitions-

kosten übernimmt der Bund nun 60 Prozent. Wie in der Landwirtschaft für Hanglagen gibt es jetzt auch bei der solaren Anbauschlacht einen fetten Bonus für Anlagen mit einer Neigung von 75 Grad, weil der Wirkungsgrad hier höher ist.

Einsame Kämpferin Heidi Z'graggen

Als flankierende Massnahmen soll der Zubau auf bestehenden Infrastrukturbauten (Autobahnen, Staumauern) erleichtert werden. Allerdings gerät Sommaruga mit dieser Solarstrategie zunehmend auch parteiintern unter Druck. Die Vizepräsidentin der Lobby-Organisation Swissolar, SP-Nationalrätin Gabriela Suter, spricht sich in einer Interpellation für die Zulassung von Pilotanlagen wie jener auf der Alp oberhalb von Gondo aus.

Auch der Baselbieter Nationalrat Eric Nussbaumer stellt sich über Twitter hinter das Grossprojekt von Peter Bodenmann. Die Urner Ständerätin Heidi Z'graggen (Mitte-Partei), Präsidentin der Natur- und Heimatschutzkommission, verlangt dagegen eine Spezialgesetzgebung für grossflächige, freistehende Solaranlagen im Berggebiet. Bis diese steht, will sie ein Moratorium für solche Anlagen.

Wie lange hält Sommaruga dem Druck stand?



Medizin für die Seele.

Es werde Licht

LSD ist der Götterkuss der Wissenschaft.
Ein Erfahrungsbericht.

Chris von Rohr

Mein Studienfreund, Sohn eines Bundesrates, schmiss mir 1967 eine LSD-Pille in den Hagebuttentee. Eine halbsynthetische Substanz aus dem Mutterkorn-Pilz, entdeckt vom Basler Chemiker Albert Hofmann. Was in den Stunden danach kam, war beachtlich. Welten taten sich auf, die, wenn überhaupt, nur durch extremes Fasten, bewusstseinsweiterndes Yoga oder intensives Meditieren erreichbar sind. Geistige Grenzen und Gesetze wurden durchbrochen, Blockaden gelöst. Ich fühlte die Urquellenergie und betrat ein übersinnliches Reich.

An diesem Frühlingstag sah ich Blätter atmen, sprach mit Hunden, beobachtete Wolkenbilder biblischen Ausmasses, VW-Käfer lachten mich an, ich hörte Musik, die es noch gar nicht gab, und wanderte auf schmelzenden Gehwegen. Die Natur und ich als grosses Ganzes. Eine kosmo-

Solothurn

logische Bewusstseinssebene, von Leben erfüllt. Da war alles drin, was die universelle Schöpfung so draufhat. Alle Tore der Wahrnehmung wurden geöffnet, und das grosse Staunen, das einem im Alltag leider oft abhandenkommt, war wieder voll da. Es war ein Gefühl von Freiheit, eine Astralreise zu mir selbst.

Verdrängte Sehnsüchte und Potenziale

Dann kam Woodstock, die Zeit, in der die Liebe und der künstlerische Ausdruck auf ein neues, zügelloseres Level gehoben wurden. Die grössten Musiker, die mit dem Stoff experimentierten, machten nach ihren Trip-Erfahrungen Songs wie «Purple Haze» (Hendrix), «Sunshine of Your Love» (Cream), «Visions of Johanna» (Bob Dylan), «Speak to Me» (Pink Floyd), «She's a Rainbow» (Rolling Stones) und «Tomorrow Never Knows» (Beatles). Der Einfluss war schon an ihren Album-Umschlägen zu erkennen. Das

war Avantgarde, ein Lebensgefühl jenseits aller falschen Versprechen der Konsumgesellschaft.

Im jugendlichen Entdeckertrieb gelangten wir völlig unerschrocken mit LSD an diese vom Verstand beiseitegeschobenen, zugeschütteten, verdrängten Sehnsüchte und Potenziale. Eine Erforschung anderer Wirklichkeiten mit all ihren Facetten und höheren Zusammenhängen. Die Befreiung von Vergangenheit und Zukunft, eine Beglückung durch das volle Sein im Hier und Jetzt. Raus aus dem «Schlaf mit offenen Augen». Die Botschaft vom intergalaktischen Mutterschiff war klar: Das wirklich grosse Ding ist das Sein und nicht das Haben. Vertraue weder den Eltern, den Lehrern, noch den Politikern oder den Medien, sondern in letzter Instanz nur *dir* und *deinem* Herzen.

Unsere Richtsterne waren nebst Hofmann, den Schriftstellern Hermann Hesse, Jack Kerouac und Aldous Huxley sowie dem tibeta-

nischen Totenbuch auch der Harvard-Dozent, Psychologe und Alchemist des Geistes Timothy Leary aus Springfield. Sein weltweit bekanntes Buch «Politik der Ekstase» mit dem «Turn on, tune in, drop out»-Mantra lag in jedem experimentierfreudigen Hippie-Haushalt. Es waren Texte zum Verständnis der bewusstseinsweiternden, psychedelischen Drogen und der Notwendigkeit dieser Bewegung, verbunden mit provozierenden Thesen über die zukünftige Entwicklung unserer Gesellschaftsordnung und ihrer politischen, wissenschaftlichen und religiösen Problematik. Leary wurde schnell zum Staatsfeind Nummer eins in den prüden, kriegswütigen Vereinigten Staaten.

Plötzlich Teufelsdroge

Präsident Richard Nixon erklärte ihn zum gefährlichsten Mann Amerikas, und so landete er im Gefängnis. 1970 gelang ihm die Flucht nach Europa. Es gab auch einen Abstecher nach Interlaken, wo er mit dem Mythenforscher Sergius Golowin auftauchte. Mundartrockler Polo Hofer erzählte von langen Nächten im Berner Oberland und wie der Amerikaner einen Song für Hofers Band Rumpelstilz in Auftrag gab. Leary floh dann über Wien nach Afghanistan, wo er 1973 in Kabul verhaftet, an die USA ausgeliefert wurde und bis 1976 inhaftiert blieb.

Man wusste genau, dass dieser Stoff den Zwangstrott, Kriege und die etablierte Ordnung bedrohen könnte.

Im späteren Leben trat er vor allem als Publizist in Erscheinung und starb mit 75 Jahren in Kalifornien. Seine Asche wurde mit einer Pegasus-XL-Rakete zwecks Weltraumbestattung ins All geschossen.

Leary wusste, dass die Entdeckung des grössten Aphrodisiakums hochgradiger Sprengstoff war. Sie habe der westlichen Psychologie die Türen zur Seelenkunde des Überbewussten geöffnet – die Möglichkeit der direkten Auseinandersetzung mit den psychologischen Erkenntnissen anderer Kulturbereiche. Eine spirituelle Renaissance wurde angeschoben. Millionen von Menschen aus allen Schichten gingen auf eine psychedelische Reise in ihre innere Welt und machten die Erfahrung einer multidimensionalen Wirklichkeit. Mal weg vom ewig betriebsamen Ego. Erwachen und sich seines göttlichen Ursprungs gewahr werden. Das könne den Menschen dauerhaft auf eine höhere Bewusstseinsstufe bringen und vieles zum Positiven verändern.

Es gab aber auch viele Kritiker, die den LSD-Messias als eine Art Sektenguru und Verherrlicher abtaten. Vieles war Verteufelung, auf wenige Horrortrips abgestützte Angstpropaganda ohne breitere wissenschaftliche Fakten. Wie jede Lichtfigur hatte Leary Feinde



und zahlreiche ausser Rand und Band geratene Anhänger. Manche übertrieben es mit dem Konsum, dem ganzen Kult und verstanden analog zur ganzen Hippie- und 68er Bewegung die Botschaft falsch. Sie rebellierten, flippten kurz und heftig aus, hatten ein paar *freak-* und *space-outs* und kehrten dann wieder desillusioniert ins normale *nine-to-five*-Leben zurück. Auch wenn sie nie bei sich ankamen und die Selbstverwirklichung nicht gelang, hatten sie wenigstens ein paar Monate oder Jahre Spass. Leary betonte jedoch immer wieder, dass diese Substanz nur ein temporäres Hilfsmittel sei und die wirkliche Arbeit nach der Erfahrung beginne.

Interessant, dass LSD, das erst völlig legal war, plötzlich von Politikern und Gesetzmachern als Teufelsdroge verschrien und schliesslich verboten wurde. Zu gross war die Angst, der Steuerzahler könnte das System hinterfragen und vom «Arbeitsklaven» zum ungehemmten Individualtänzer mutieren oder gar der Arbeitswelt ganz den Rücken kehren. Man wusste genau, dass dieser Stoff den ganzen menschlichen Zwangstrott, Kriege und den Bestand der etablierten Ordnung bedrohen könnte. Was nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht, macht Angst.

Geradezu kriminell mutet es an, dass die Amerikaner LSD an ahnungslosen Soldaten in ihrer Armee testeten. Fazit: unbrauchbar für Kriegereien. Die Entdeckung Hofmanns wurde zum roten Tuch, obwohl sie bedeutend weniger gesundheitsgefährdend ist als Alkohol, Tabak oder viele andere Wohlfühl-Opiate wie Morphin und Heroin. Die Gefahr der Sucht, des Einstiegs in harte Drogen und der Überdosierung liegen im Gegensatz zu anderen Rauschgiften quasi bei null. Trotzdem ist LSD heute, wo Verbote und staatliche Zwangsverordnungen wieder hoch im Kurs sind, immer noch illegal und wird es wohl auch noch lange bleiben.

Ausgerechnet in der Schweiz, anders als in den meisten anderen Ländern, findet seit Jahren ein Umdenken statt. Wenige ausgesuchte Ärzte und Universitäten dürfen die Subs-

tanz mit einer Ausnahmegenehmigung vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) zu medizinischen Untersuchungen und auch begrenzt therapeutisch in der Psychiatrie anwenden. LSD als Hoffnungsträger bei Menschen, die unter Depressionen, Angstgefühlen, psychosomatischen Krankheiten oder Zwangsstörungen leiden. Ungeeignet jedoch für Probanden mit Insuffizienzen, psychotischen und bipolaren Störungen.

Untersuchungen laufen, aber die Hürden sind extrem hoch. Rechtliche, regulatorische und hohe finanzielle Hindernisse müssen überwunden werden. Viele Forscher fürchten auch, ihren Ruf zu schädigen, wenn sie LSD bei Patienten einsetzen. Sie befassten sich lieber zuerst mit den historisch weniger belasteten Substanzen wie Psilocybin (Magic Mushrooms). Doch langsam dreht der Wind. Man wagt sich an LSD heran und glaubt, dass es in drei bis fünf Jahren durch ärztlich verschriebene Rezepte erhältlich sein wird.

«Tripsitter» Gasser

Legal wird LSD in der Schweiz erst bei wenigen Patienten pro Jahr angewendet. Wie viele Menschen illegal mit dieser Substanz in andere Sphären eintauchen, ist schwer schätzbar, aber es sind einige. Der Solothurner Psychiater Peter Gasser darf solche vom BAG bewilligten Patientenstudien durchführen – mit Erfolg. Schlechte Trips gab's nach seinen Aussagen bisher keine. Im Gegenteil. Der erfahrene «Tripsitter» begibt sich zwei- bis dreimal pro Jahr mit Hilfesuchenden auf diese mehrstündigen Reisen und gibt ihnen (selber in nüchternem Zustand) die nötige Betreuung. Der neue medizinische Ansatz ist eine erfolgversprechende Alternative oder Ergänzung zu den üblichen Psychotherapien, die teilweise mit nicht un-

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank bietet Stabilität – auch in schwierigen Zeiten.»

Philippe Deecke, LGT Kunde seit 2007



Private Banking

lgt.ch/values



Büchsenöffner zur Seele: Rockmusiker von Rohr, 70.

problematischen Stillstell-Psychopharmaka arbeiten und dafür auch immer wieder in der Kritik stehen. LSD kann Leidenden nachhaltig helfen, wenn die Dosierung, Führung und Umgebung stimmen.

Vorgefühl des Ewigen

Fast fünfzig Jahre sind bei mir ohne LSD vergangen. Ich brauche dieses Zauberelixier nicht mehr, da ich das Staunen, das Sehen der Schönheit und die natürliche Neugier seit den wilden Sechzigern nie mehr verloren habe. Trotzdem wollte ich noch einmal einen Selbstversuch, ein Experiment wagen, um zu erkunden, wie diese Substanz heute auf mich wirken würde.

Tatsächlich würde etwas LSD dieser verwirrten, aggressiven Welt von heute guttun.

Ich hatte grosse Ehrfurcht und natürlich ein paar Bedenken, aber was konnte schon passieren? Die Dosen sind heute präziser, nach Wunsch auch in Mikroform, und ich fühlte mich bereit dafür. So wurde es dann ein äusserst ruhiger und eindrücklicher Trip mit ein paar Farb- und Lichtspielen. Ich blickte aus meinem Fenster auf die 200 Millionen Jahre alte Jurakette, und ein Vorgefühl des Ewigen machte sich breit.

In meiner Jugend war LSD der Büchsenöffner zu meiner Seele und meinen Träumen. Nach dem Einblick in den ewigen Schöpfungsgrund war ich nie mehr derselbe Mensch. Ich sah die Welt in einem anderen Licht und fand meine Identität, meinen Weg. Es war eine Bestätigung dessen, was schon immer in mir drin war, aber nicht herauskonnte. Durch diese neuen Erfahrungen wurde ich ermutigt, frische Überlegungen anzustellen und sie vor allem auch

umzusetzen. Es half mir, meinem Alltag Sinn zu geben und die Dinge von dort aus intuitiver, zuversichtlicher anzupacken. Ich begann, meinen Traum zu leben, und zwar ohne LSD.

Musiker Sting sagt treffend: «Ich glaube nicht, dass Psychedelika die Antwort auf unsere Weltprobleme sind – aber sie könnten ein Start sein.» Tatsächlich würde etwas LSD dieser verwirrten, aggressiven Welt von heute guttun. Dem «Vater» Hofmann und dem «Apostel» Leary verdanken wir einiges. Sie erkannten, dass LSD uns den Bezug zur Natur, zur Mystik und zur Schöpfung zurückgeben kann und die Überwindung unseres dualistisch geprägten Weltbildes fördert. Es bietet uns Zugang zu mehr Lebensfreude und gleichzeitig zu den Schlüssen, um mit besserer Hoffnung sterben zu können. Das erweiterte Bewusstsein als Grundlage für eine friedlichere Welt, als Möglichkeit, unserer Schöpfung bewusst zu werden und nicht einfach blind durch das Paradies zu gehen: Die beiden Pioniere waren immer überzeugt, dass die Zeit von LSD als Medizin für die Seele in richtiger, respektvoller Anwendung noch kommen würde. Wir stehen kurz davor.

Chris von Rohr, Schweizer Rocklegende und Freigeist, geboren 1951 in Solothurn, verkaufte als Künstler und Produzent (Krokus, Gotthard, Patent Ochsner, Polo Hofer) 16 Millionen Tonträger und wurde über fünfzig Mal mit Edelmetall ausgezeichnet, darunter Gold und Platin in den USA und Kanada. Er ist Ehrenbürger von Memphis, Tennessee. Seine Autobiografie «Himmel, Hölle, Rock 'n' Roll» war ein Nummer-1-Bestseller. Sein Slogan «Meh Dräck» wurde zum Schweizer Wort des Jahres 2004 gekürt. Chris von Rohr ist Vater einer Tochter, wohnt in Solothurn und auf Kreta, macht Musik und schreibt in der *Schweizer Illustrierten* eine der meistgelesenen Kolumnen des Landes.

Mehr zum Thema:

- Timothy Leary: «Politik der Ekstase»
- Albert Hofmann: «LSD»
- «Have a Good Trip» (Netfix)
- www.setandsetting.de

BRODER

Putin und die niedrigen Stellen

Ein Interview, das Gerhard Schröder der *New York Times* gegeben hat, brachte den Ex-Kanzler der Bundesrepublik über Nacht zurück in die mediale Öffentlichkeit. Obwohl er nichts wirklich Neues oder Weltbewegendes gesagt hat.

Als leitender Angestellter der Firmen Gazprom und Rosneft und Lobbyist für das vorläufig auf Eis gelegte Nord-Stream-2-Projekt ist es seine Aufgabe, Putins Politik positiv darzustellen. Was angesichts des Infernos, das die russische Armee derzeit in der Ukraine veranstaltet, nicht einfach ist.

Langer «Blitzkrieg»

Er habe, sagte der Ex-Politiker der *New York Times*, «immer deutsche Interessen vertreten», er denke, «dieser Krieg war ein Fehler», das habe er «auch immer gesagt». Er wisse, «dass Putin daran interessiert ist, den Krieg zu beenden, aber das ist nicht so leicht», es gebe da «ein paar Punkte, die geklärt werden müssen».

Um welche «Punkte» es sich handelt, behielt Schröder für sich. Laut Putin soll die Ukraine entnazifiziert und demilitarisiert werden. Und diese «Sonderoperation», so gab der russische Präsident vor kurzem in einer Videokonferenz bekannt, werde «bis zum Ende durchgeführt», das heisst, bis die Ukraine vollständig entnazifiziert und demilitarisiert ist. Nicht einen Tag eher.

Schon möglich, dass Putin daran interessiert ist, den Krieg zu beenden, aber eben nach seinen Bedingungen. Dass es leichter ist, einen Krieg anzufangen als zu beenden, das weiss jeder Gefreite. Deswegen hat sich auch der als «Blitzkrieg» konzipierte Zweite Weltkrieg ein wenig in die Länge gezogen.

Zum Massaker von Butscha fand Schröder ebenfalls die passenden Worte. Er glaube nicht, dass Putin den Befehl zu der Aktion gegeben habe, das müssen «niedrigere Stellen» gewesen sein. Eine Lageeinschätzung, die daran erinnert, dass auch der «Führerbefehl» zur «Endlösung der Judenfrage» bis heute nicht gefunden wurde.

Henryk M. Broder

Sparen Sie bis zu **76%!***



Lesespass schnuppern und gewinnen!

Wir verlosen 5 luxuriöse Wohlfühl-Weekends für je 2 Personen in Österreich

- 2 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Grandhotel Lienz
- 3 Gutscheine für 2 Nächte für 2 Personen im Wellnesshotel Cervosa

Alle Details auf

www.abo24.ch



12% RABATT

Das Schweizer Magazin für alle Grosseltern.
6 Ausgaben für nur Fr. 50.– statt Fr. 57.–*



29% RABATT

Die schönsten Seiten des Schweizer Landlebens.
7 Ausgaben für nur Fr. 49.– statt Fr. 69.–*



51% RABATT

Einfach, raffiniert und gelingsicher kochen und backen.
4 Ausgaben für nur Fr. 19.– statt Fr. 39.20*



76% RABATT

Die Tageszeitung der Zentralschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



71% RABATT

Die Zeitung für die ganze Region Basel.
48 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 100.–*



20% RABATT

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co.
6 Ausgaben für nur Fr. 28.– statt Fr. 35.–*



76% RABATT

Die Tageszeitung der Ostschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



69% RABATT

Die grösste Tageszeitung im Berner Mittelland.
60 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 127.50*



57% RABATT

Die traditionsreiche Wochenzeitschrift für die ganze Familie.
10 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 67.50*



58% RABATT

Für das komplette Lesevergnügen am Sonntag.
8 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 48.–*



34% RABATT

Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft seit 1861.
13 Ausgaben für nur Fr. 59.– statt Fr. 90.–*



69% RABATT

Die meistabonnierte Tageszeitung der Schweiz.
48 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 126.–*



37% RABATT

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz.
13 Ausgaben für nur Fr. 45.– statt Fr. 71.50*



72% RABATT

Seit über 170 Jahren die Tageszeitung der Bundeshauptstadt.
60 Ausgaben für nur Fr. 39.– statt Fr. 137.50*



30% RABATT

Das führende Schweizer Wirtschaftsmagazin.
3 Ausgaben für nur Fr. 49.– statt Fr. 70.–*



30% RABATT

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten.
3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.50*



76% RABATT

Die Tageszeitung für den Aargau.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



76% RABATT

Die Tageszeitung für die Region Basel.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



20% RABATT

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags.
13 Ausgaben für nur Fr. 76.– statt Fr. 95.–*



35% RABATT

Die Weltwoche – Unabhängig. Kritisch. Gut gelaunt.
17 Ausgaben für nur Fr. 99.– statt Fr. 153.–*



65% RABATT

Topaktuell informiert: von Montag bis Samstag.
36 Ausgaben für nur Fr. 35.– statt Fr. 100.80*



54% RABATT

Lesespass im 3-Bund-Konzept: News, Sport und Magazin.
13 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 63.70*



25% RABATT

Jede Woche aktuell, spannend und nützlich.
13 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 52.–*



37% RABATT

Geschichten und Menschen, die die Schweiz bewegen.
13 Ausgaben für nur Fr. 45.– statt Fr. 71.50*

Sparen & gewinnen!

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 76% sparen. **Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!**

Ihr Geschenk bei jeder Bestellung

Bitte gewünschte/n Titel ankreuzen:

BRACKCH-Gutschein gültig für gesamtes Sortiment (ausser Spirituosen, Baby-Anfangs- und Spezialmilch). Mindestbestellwert Fr. 50.–, keine Barauszahlung. Gültig bis 30. April 2023.

- | | | |
|--|--|--|
| <input type="checkbox"/> Aargauer Zeitung | <input type="checkbox"/> Grosseltern Magazin | <input type="checkbox"/> Schweizer Familie |
| <input type="checkbox"/> bz Zeitung f. d. Region Basel | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung |
| <input type="checkbox"/> Beobachter | <input type="checkbox"/> le menu | <input type="checkbox"/> Handelszeitung |
| <input type="checkbox"/> Die Weltwoche | <input type="checkbox"/> Luzerner Zeitung | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> Blick | <input type="checkbox"/> Basler Zeitung | <input type="checkbox"/> TELE |
| <input type="checkbox"/> SonntagsBlick | <input type="checkbox"/> PCtipp | <input type="checkbox"/> Der Bund |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost | <input type="checkbox"/> St. Galler Tagblatt | <input type="checkbox"/> BILANZ |
| <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> BZ Berner Zeitung | <input type="checkbox"/> Bioterra |

Vorname _____

Name _____

Strasse, Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

E-Mail (für Gutschein-Versand) _____

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltitel nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmenden werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmenden erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmende können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2022.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter www.abo24.ch



* Im Vergleich zum Einzelverkaufs- oder Abopreis. Gilt nur für Neubesondernde in der CH oder dem FL, gilt auch für im selben Haushalt lebende Personen (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten).

Über den Verlust der Unschuld

Es verwundert in diesen Tagen, dass wir so blöd waren, an Wunder, an uns selbst zu glauben.



Weniger Ich, mehr Wir.

Vermutlich hat das Ende der Unschuld des Menschen mit dem Anfang seines Bewusstseins zu tun. Wir verloren die Unbeschwertheit des Seins in Afrika, vor gut anderthalb Millionen Jahren, als plötzlich Hirnregionen entstanden, gross wie Kontinente, es war, als ob die tausend kleinen Bäche des Gehirns des Homo erectus zu einem Fluss wurden, der sich zu einem Strom ausweitete, in dem alles gemeinsam floss; Denken, Abstraktion, Planen, Sprache, wahrscheinlich auch Menschlichkeit und, vor allem, das Bewusstsein vom eigenen Ich.

Die Entdeckung des Ichs war der Auszug aus dem Land der Unschuld, war das Überstülpen jener vielzitierten Krone der Schöpfung, war der Abschied vom vegetativen Sein, wenn man das so bezeichnen möchte, der letzte, aber entscheidende Schritt, um es einfach auszudrücken, vom Tier zu einem Wesen, das fähig war, das Tier in ihm zu erkennen; zum Menschen.

Da sind wir nun, gut eine halbe Milliarde Tage später, unendlich fast verfeinert, ummantelt von Zivilisation und einem wärmenden Futter aus Kultur, Kulinarik, Philosophie und ein bisschen Zehn Geboten. Es ist ein Mantel, der den Menschen, das aus ihm gewordene Individuum, durchaus schützt vor der lauernden, fröstelnden und tödlichen Nacktheit des Seins, einer, in dessen Geborgenheit er gedeihen kann zur Grösse, weil der einst alles dominierende Kampf ums Überleben an seinem Stoff lange abprallt wie Regentropfen.

Eingehüllt im Gewebe des Guten, satt, friedlich, fern der grössten Sorgen, versorgt, eingebettet in Systeme, die nicht perfekt sind, die uns aber trotzdem halten und so einbinden, dass ein Ich nicht in einem Kellerloch verharren muss, dass es streben kann nach Erfüllung, Erleuchtung, Erlösung, was auch immer, dass es Spass haben kann auch und sich bei allem ein wenig unschuldig fühlen.

Nie ist eine Existenz ohne Sorge, aber da war schon viel, viel mehr Sorglosigkeit in der Welt, Unschuld wahrscheinlich auch. Es gab Warnrufe, etwa, dass wir uns zu Tode amüsierten, aber wir amüsierten uns so sehr, dass wir vor lauter Selbstbeschäftigung uns ins Verdrängen begaben und in eine naive Hoffnung, in jene, dass wir so weit entwickelt sind, so schlau und klug, dass wir für alles Lösungen finden werden. Dass wir getrost ein bisschen Raubbau hier und da betreiben könnten an den Ressourcen; an unseren und jener der Welt. Es verwundert in diesen Tagen, dass wir so blöd waren, an Wunder, an uns selbst zu glauben.

Wir haben das Ganze hier auf diesem Planeten mehr als nur vermässelt, wir haben uns in unserer Gier und Selbstverwirklichungsmanie verschuldet, haben Darlehen bezogen aus dem grossen, scheinbar nie versiegenden Kapital der Welt, und jetzt wissen wir nicht mehr, wie wir sie zurückbezahlen sollen, die Welt fordert ihre Zinsen, und unser Dasein wird umso inflationärer, je mehr wir damit in Rückstand geraten.

Immer, wenn die Dinge aus dem Lot geraten, suchen wir Schuldige, das ist menschlich. Und es ist leicht dieser Tage, sie auszumachen; Putin, Xi Jinping, Kim Jong Un, Weltkonzerne. Es sind natürlich alles skrupel- und gewissenlose Halunken, ihnen allen fehlt Verantwortung gegenüber dem Globus, sie sind eingekleidet in einen Mantel voller Machtstreben und Ignoranz, nur um die eigene Wärme bemüht. Sie sind die Spitze dieses Eisberges mit seinen Strukturen und Wesensgesetzen, den wir alle geschaffen, zumindest aber geduldet haben, weil wir auf ihm lange unser Dasein führen konnten wie zufriedene Pinguine. Und weil wir dachten, wir seien unschuldig.

Der Eisberg fing an zu schmelzen, schon vor Jahrzehnten, aber in diesen Tagen hat er Risse bekommen, ganze Teile, ganze Platten von Welt scheinen von ihm wegzubrechen gerade, und wir stehen da an der Abrisskante, schauen über die neuentstandenen Abgründe und wundern uns, wie werden konnte, was gerade ist.

Vielleicht bald stehen wir da und werden um Hilfe rufen, weil wir uns doch unschuldig fühlen. Aber da wird keine Hilfe kommen, weder aus dem Himmel noch von der Erde. Wir werden uns selbst retten müssen, das ist nicht leicht. Dann aber wieder doch, und es klingt so banal, dass es beinahe peinlich ist, es in Worte zu fassen; wir bräuchten nur ein neues Bewusstsein für alles. Weniger Ich, mehr Wir.

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Cassis, Markwalder, Grünenfelder, Zuber, Fischer, Fischer-Bircher, Trump, Prinz Harry, Markle, Johnson, Rayner



Ganz privat: Christa Markwalder.

Karin Keller-Sutter, Hardlinerin, hat sich den Zorn der Kantone zugezogen. Die Justizministerin will die Regeln für ausländische Sozialhilfebezügler verschärfen. Oder anders gesagt: Sie will Angehörigen von Drittstaaten die Sozialhilfe kürzen. Das hört sich vernünftig an und ist auch ein wichtiges Signal nach aussen, dass unser Sozialsystem kein grosszügiges Auffangnetz für Zuwanderer aus aller Herren Länder ist. Nun regen sich aber prompt ein paar Kantone darüber auf, dass der Bund hier in ihr Gärtchen hineintritt – anstatt Hand zu bieten, um der Masseneinwanderung in die Sozialhilfe den Riegel zu schieben. *(hmo)*

Ignazio Cassis, Erklärer, weiss, dass das Ausland den Eindruck hat, dass sich die Schweiz im Ukraine-Konflikt von der Neutralität verabschiedet hat. Aus diesem Grund erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ein Artikel in seinem Namen zum Thema. Neben vielen Beschwichtigungen und Allgemeinplätzen erwähnte der FDP-Magistrat ein Faktum, das er ruhig auch dem heimischen Publikum sagen könnte. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl hätten «in der Schweiz ähnlich viele Flüchtlinge aus der Ukraine wie in Deutschland Aufnahme und Schutz gefunden». Tatsächlich gehört die Eidgenossenschaft in Westeuropa zu den absoluten Spitzenreitern, was die Aufnahme von Asylbewerbern betrifft – und das nicht nur in der aktuellen Krise. *(odm)*

Christa Markwalder, Informantin, trat am Zürcher Sechseläuten zum ersten Mal als frischgebackenes Mami auf. Zusammen mit ihrem Mann, Avenir-Suisse-Direktor und Regierungsratskandidat **Peter Grünenfelder**, genoss die Berner FDP-Nationalrätin das Frühlingsfest.



Megastar: Urs «Dr Eidgenoss» Fischer.

Beim Interview mit Tele-Züri-Moderatorin **Patricia Zuber** plauderte die sonst zurückhaltende Politikerin aus dem Nähkästchen. Der vor drei Wochen geborene Sohn heisse **Michel Luca**, die Mutter von Grünenfelder hüte während des Traditionsanlasses das Baby, und gefunkt zwischen den beiden Freisinnigen habe es an einem Konzert von Züri West. Damit ist in der Tat alles gesagt, was das Boulevard-affine Publikum wissen möchte. *(odm)*

Urs Fischer, Musikstar, räumt weiter ab. Zehn Jahre nach dem Debüt des Nidwaldner Volksmusiksängers mit Künstlernamen «Dr Eidgenoss» ist soeben sein viertes Album, «Meys Härz», erschienen. Getauft wurde es auf der «Diamant», dem neusten Motorschiff der Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees. Mit an Bord war Fischers Mama **Maria Fischer-Bircher** (Jodel und Gesang). Sohn Urs sagt: «Wir freuen uns riesig und sind alle sehr stolz und dankbar!» *(ah)*

Donald Trump, Eheberater, sieht schwarz für Harry und Meghan. Deren Ehe werde nicht halten, prognostizierte der Ex-Präsident in einem britischen TV-Interview. Der Grund: **Prinz Harry**, der Enkel der Queen, stehe unter **Meghan Markles** Pantoffel, und sie würde sich früher oder später einen richtigen Kerl suchen. *(ky)*

Boris Johnson, Schwerenöter, erweist sich als Galan. Klar nahm er **Angela Rayner** von der Labour-Opposition vor seinen Parteifreunden in Schutz. Sie hatten der attraktiven Rothaarigen unterstellt, dass sie den ihr gegenüber sitzenden Premierminister im Unterhaus aus dem Konzept bringe, indem sie lasziv die Beine übereinanderschlage. Das sei «frauenfeindlich», so Johnson. Ob er ab und zu einen Blick riskiert, sagte er nicht. *(ky)*

Cornelia Boesch und die berittenen Reiter

Das Schweizer Fernsehen schafft es einfach nicht, für die Live-Übertragung des Zürcher Sechseläuten einen Kommentator oder eine Kommentatorin zu etablieren, die dazu imstande und befähigt sind. Viele erinnern sich an das Desaster mit Patrizia Laeri vor vier Jahren. Diesmal machte es «Tagesschau»-Moderatorin Cornelia Boesch. Sie agierte ähnlich stümperhaft und ging mit ihrem Mangel an Wissen über das grösste Schweizer Frühlingsfest verschwenderisch um.

Gleich zu Beginn der Übertragung wollte sie von Co-Kommentator Anthony Welbergen wissen, wie fest der Ukraine-Krieg in die Diskussionen der Zünfter eingeflossen sei.



«Highlight»: Boesch (l.), Welbergen.

Boeschs Lieblingsworte während der Übertragung: «He», «Genau» und «Highlight». Sie selber war während keiner Sendeminute ein Glanzlicht. Nur ein paar Beispiele aus Dutzenden von einfältigen Boesch-Äusserungen während des Umzugs: «Hat jede Zunft berittene Reiter?» – «Das Sechseläuten ist schöner mit Sonnenschein.» – «Ein grosses Thema sind die Blumen.» – «Das gehört auch dazu, zwischendurch ein Gläschen Wein.»

Als die Kamera Kinder zeigte, folgte Boeschs dümmlicher Spruch: «Im Fernsehen kommen, ist glaub' schon noch ein richtiges Highlight, he, zwischendurch, wenn man nach den Ferien sagen kann, man sei im Fernsehen gekommen.» Ohne den kompetenten Co-Kommentator Anthony Welbergen von der Schneidern-Zunft wäre die Übertragung ein totales Fiasko geworden.

Während der Böögg brannte, wollte Boesch auch von Bundespräsident Ignazio Cassis wissen, ob der Krieg unter den Zünftern ein Thema gewesen sei. Und die Zürcher Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli sollte berichten, wie Festbesucher wegen Corona und der Impfkampagne auf sie reagiert hätten. Stümper machen mehr Späne als der Böögg vor der Verbrennung.

René Hildbrand

MÖRGELI

Lauter Jubel im Leutschenbach

Die Wiederwahl des französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron verlief harzig. Umso lauter war der Jubel seiner Anhänger. Mittendrin stand die Korrespondentin des Schweizer Fernsehens, Alexandra Gubser, die freudig erregt kommentierte: «Es war ein kollektives Aufatmen. Man hat richtiggehend gesehen, wie der Stein von ganz vielen Herzen fällt, auch von meinem. Weil die Alternative so schwer vorstellbar gewesen wäre. Das wäre ein solcher Albtraum gewesen, das mochte man sich gar nicht vorstellen. Die Erleichterung ist riesig.»

Abseits von solchem Festhüttenrummel müsste man sich fragen, ob bei einem Stimmenanteil von 58 Prozent für Macron von einem «kollektiven Aufatmen» gesprochen werden darf. Denn 42 Prozent dieses aufatmenden «Kollektivs» haben Marine Le Pen gewählt – und verfügen offensichtlich über ganz andere Atmungsorgane. Schlimmer noch, dass die SRF-Korrespondentin den Zuschauern ihre persönliche Gefühlslage zumutet. Welche Steine ihr vom Herzen fallen, ist dem Zwangsgebührenpublikum vollkommen gleichgültig. Die ganz offensichtliche Parteinahme widerspricht den SRF-Richtlinien von «Sachgerechtigkeit» und «Meinungsvielfalt».

Ansonsten sympathisiert das Schweizer Fernsehen zuverlässig mit allen Geplagten, Geschundenen und Getretenen dieser Welt. Doch jetzt kein Wort darüber, warum in Frankreich vor allem die sozial Benachteiligten Marine Le Pen gewählt haben. Keine Analyse der sich auf-türmenden Probleme. Hauptsache, Macron lässt überall die EU-Flagge flattern. Professionalität, kritische Distanz und unparteiische Einordnung sind und bleiben Fremdwörter im öffentlich-rechtlichen Schweizer Fernsehen.

Dabei kann SRF anderweitig nicht genug jammern, schimpfen und klagen über den zu geringen Frauenanteil in der Politik. In den Gemeinderäten, Parlamenten und Regierungen – überall sei das weibliche Geschlecht untervertreten. Doch die politisch rechtsstehende Marine Le Pen ist offenbar für SRF keine richtige Frau. Oder ist möglicherweise der glanzlos wiedergewählte Emmanuel Macron kein richtiger Mann?

Christoph Mörgeli

Mauchs famose Karte

Eine «Züri City Card» hat uns noch gefehlt.
Wann kommt die «Hirzenbach Quartier Card»?

Beni Frenkel

Am 15. Mai findet in der Stadt Zürich eine der wichtigsten Abstimmungen der letzten Jahre statt. Es geht um den Rahmenkredit für Vorüberlegungen zur «Züri City Card». Dieser Ausweis soll allen Einwohnerinnen und Einwohnern ihre Identität und ihren Wohnsitz in der Stadt Zürich bestätigen. Wer also nicht weiss, ob er Zürcher oder Glarner ist, wird mit dem Ausweis Klarheit bekommen.

Eines vorweg: Ich werde die Vorlage mit einem wuchtigen Ja unterstützen. Zwei Gründe sind dafür entscheidend. Erstens ist die Züri City Card eine Herzensangelegenheit unserer Stadtpräsidentin Corine Mauch.

10 000 Sans-Papiers leben in der Stadt. Wenn sie von Polizisten angehalten werden, können sie dereinst die Züri City Card vorweisen. Viel wird ihnen das leider nicht helfen, da die Plastikkarte kein richtiger Ausweis ist. Trotzdem, und das ist entscheidend, die Züri City Card ist nicht illegal. Das hat ein Rechtsgutachten der Universität Zürich bewiesen.

Ich persönlich würde die Idee des Stadtausweises gerne weiterentwickeln und für die 34 Stadtquartiere eigene Ausweise drucken lassen: «Züri Hirzenbach Quartier Card», «Züri Albisrieden Quartier Card» und so weiter.

Stärkung des Zusammenhalts

Noch wichtiger erscheint mir aber die Stärkung des Zusammenhalts. Der Quasiausweis helfe bei der «Identifikation der Bevölkerung mit der Stadt», heisst es zu Recht im Abstimmungsbüchlein. Sobald wir Zürcherinnen und Zürcher die City Card im Portemonnaie tragen, werden wir, davon bin ich felsenfest überzeugt, viel freundlicher mit unserem Gegenüber umgehen.

Natürlich, Rempelen und Beleidigungen werden nicht plötzlich verschwinden. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass in Zukunft bei Streitigkeiten das Opfer am Boden seine Züri City Card in die Höhe schwenkt. Wir wissen aus der Forschung, dass das Begehren, einer Person ins Gesicht zu schlagen, bei steigendem Verwandtschaftsgrad sinkt.

Die Züri City Card ist auch keine «linke» Idee, wie dies Gegner behaupten. Hinter dem Vorhaben steht eine jahrelange Projektarbeit. Und die Planungsarbeiten für die Karte sind ja noch lange nicht fertig.

Innovativer als Cumulus

Bei Annahme der Vorlage werden die gescheitesten Köpfe der Stadt noch fünf Jahre darüber brüten, wofür die Züri City Card eingesetzt werden kann. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass Dinge, die so lange dauern, immer gut rauskommen.

Ich denke, dass, wenn die Züri City Cards Ende 2036 an alle Haushalte der Stadt verschickt werden, sämtliche Cumulus- und andere Superpunkt-Karten überflüssig werden. Als Stadtpräsidentin wird Corine Mauch das wohl nicht mehr erleben. Die Einführung der Karte wird ihr aber sicher einen Platz in der Geschichte der wichtigsten Innovationen sichern.

liebe ist...



100 Kilowattstunden für 1100 Kilometer

Ausgerechnet Mercedes läutet eine neue Runde in Sachen Effizienzsteigerung des Privatverkehrs ein.



Während Jahren schrieb ich in der *Weltwoche* regelmässig, dass sich die Elektroautos durchsetzen würden. Sehr zum Ärger von Leserinnen und Lesern, die voll auf Benzin und Diesel standen. Seit gefühlten drei Jahren schreibe ich nicht mehr pro Elektroauto. Weil diese triumphieren. Alle grossen Autokonzerne der Welt haben die Weichen neu gestellt.

Nicht nur Elon Musk verdient zurzeit Geld wie Heu. Nein, selbst in den USA bekommen Elektroautos Luft unter ihre Pneus. Die steigenden Preise für Benzin und Diesel beschleunigen eine nicht mehr zu stoppende technische Revolution. Der Kapitalismus beweist einmal mehr, wie beweglich er ist. Die Monster funktionieren nächstens auch ohne Gas und Öl. Der solare Kapitalismus löst den fossilen Kapitalismus ab – ohne dass er deswegen sozialer wird.

Die gleiche Entwicklung ist im Bereich von Heizungen und Warmwasseraufbereitung festzustellen. Hier ist der Umstieg Richtung Wärmepumpen in vollem Gang. Wer es noch nicht begriffen hat, muss nur aufmerksam die Baugesuche in seinem jeweiligen Kanton verfolgen.

Beides führt dazu, dass wir im Winter, wenn wir die Atomkraftwerke weiterlaufen lassen, absehbar fünfzehn Milliarden Kilowattstunden mehr Strom brauchen. Und wenn wir diese Rostlauben endlich abstellen, sind es sogar 25 Milliarden.

Das ist kein Beinbruch, denn auf 0,6 Prozent des Alpenraums kann man den notwendigen Winterstrom produzieren. Niemand muss

die Alpen retten, sondern die Alpen retten umweltfreundlich die Kaufkraft von Frau Schweizerin und Herrn Schweizer. So entschleunigen sie zusätzlich das Gletschersterben.

Vielleicht brauchen wir am Ende der Fahnenstange viel weniger Fläche. Weil erstens die Solarmodule immer bessere Wirkungsgrade aufweisen. Und weil zweitens Autos und Wärmepumpen laufend effizienter werden.

Ein Beispiel aus der Welt der Automobile macht Freude: Mercedes konzentriert sich voll auf den Premium-Bereich. Weil hier die Margen am höchsten sind. Aber viele unserer Reichen, Schwerreichen und Stinkreichen wollen trotzdem ein ruhiges Gewissen haben.

Das *Manager-Magazin* weiss zu berichten: «Der Forschungswagen von Mercedes-Benz hat den Praxistest bestanden. Der elektrische <Vision EQXX> kam auf einer Probetour

Was morgen Mercedes in Serie baut, wird übermorgen auch ein Renault Megane auf die Reihe bekommen.

von Sindelfingen über die Alpen bis an die Côte d'Azur mit einer Ladung auf 1000 km. Vorstandschef Ola Källenius spricht vom effizientesten Mercedes, der jemals gebaut wurde.»

Pro hundert Kilometer verbrauchte der heisse Schwabenschlitten nur 8,7 Kilowattstunden Strom. Und somit nur halb so viel wie heute ein Tesla 3 oder ein VW ID.4. Die *Welt-*

woche wird ihre Leserinnen und Leser sicher mit allen technischen Details erfreuen.

Was morgen Mercedes in Serie baut, wird übermorgen auch ein Renault Megane auf die Reihe bekommen. Dank geringerem Luftwiderstand, dank effizienteren Motoren, dank weniger Batterien, die man nicht einmal kühlen muss, und dank Pneus der nächsten Generation.

Wie viel Strom braucht der private Strassenverkehr der Schweiz im Winter, wenn wir alle Autos, Lieferwagen, Lastwagen und Busse auf Elektroantrieb umstellen? Zwischenstand der Erkenntnis: rund neun Milliarden Kilowattstunden. Wenn sich die von Mercedes angestossene Effizienzrevolution durchsetzt, bestenfalls noch fünf Milliarden. Das Winterloch würde folglich entsprechend schrumpfen.

Wer noch Vertrauen in den Kapitalismus hat, müsste fordern, dass ab 2027 nurmehr Autos neu zugelassen werden, die nicht mehr als zehn Kilowattstunden Strom auf hundert Kilometer verbrauchen.

Die Schweizerinnen und Schweizer haben das CO₂-Gesetz abgelehnt, weil die Geschichte mit den Fonds zu undurchsichtig war. Jetzt verlangen SP und Grüne mit einer Initiative einen viermal grösseren Fonds. Meine Befürchtung: Die wollen gar nichts machen. Grün blinken, um auf dem Pannestreifen stehenzubleiben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Amerika treibt Europa in einen Atomkrieg

Kanzler Olaf Scholz im Würgegriff der Hasardeure von Washington: Ein Verhandlungsfrieden mit Moskau wird immer dringlicher.

Oskar Lafontaine

Im Ukraine-Krieg geht es in Wirklichkeit um eine Auseinandersetzung zwischen den USA und Russland. In seinem 1997 veröffentlichten Buch «Die einzige Weltmacht» lobt der ehemalige Sicherheitsberater des US-Präsidenten Jimmy Carter, Zbigniew Brzezinski, den beispiellosen Militärapparat der USA als den einzigen, der einen weltweiten Aktionsradius habe. Natürlich seien Russland und China mit der amerikanischen Hegemonie nicht einverstanden. Daher müssten die USA alles tun, um keinen eurasischen Herausforderer aufkommen zu lassen, der den eurasischen Kontinent unter seine Herrschaft bringen könne.

Die Ukraine sei bei der Verfolgung dieses Ziels der geopolitische Dreh- und Angelpunkt. Ohne die Ukraine sei Russland kein eurasisches Reich mehr. Wenn Moskau allerdings die Herrschaft über die Ukraine mit ihren bedeutenden Bodenschätzen und dem Zugang zum Schwarzen Meer wiedergewinnen sollte, erlange Russland automatisch die Mittel, ein mächtiges, Europa und Asien umspannendes Reich zu werden.

Ergänzt man diese Überlegungen um die Kernaussage eines Vortrags, den der Chef von Stratfor, George Friedman, am 3. Februar 2015 in Chicago gehalten hat, nach der es das Hauptziel der US-Politik seit Jahrhunderten sei, sicherzustellen, dass es keine Zusammenarbeit zwischen Russland und Deutschland gibt, dann weiss man, was das Ziel der Nato-Osterweiterung war.

Milliarden für eine Marionette

Man versteht auch, warum die stellvertretende Aussenministerin der USA, Victoria Nuland, vor Jahren freimütig zugab, dass die USA fünf Milliarden Dollar ausgegeben hätten, um eine ihnen genehme Marionettenregierung in Kiew zu installieren. Es wird dann auch klar, warum Washington seit Jahren alles unternimmt, um die Lieferung von Kohle, Öl und Gas aus Russland nach Europa zu verhindern.

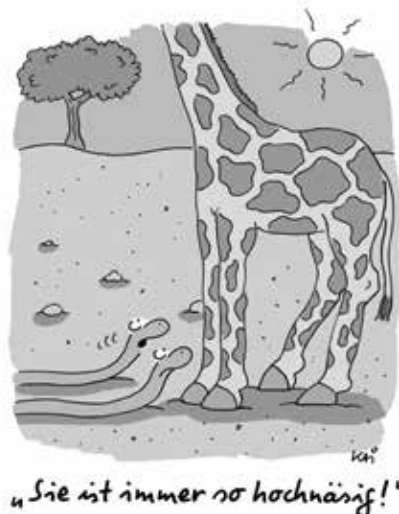
or diesem Hintergrund ist es auch mehr als plausibel, wenn der renommierte US-Ökonom Jeffrey Sachs davor warnt, dass die US-Strategie auf einen langen Krieg in der Ukraine mit Tausenden von Toten hinauslaufe. Er empfiehlt

Europa, einen eigenen Weg zu gehen und eine neutrale Ukraine mit einer Autonomie für den Donbass als Verhandlungslösung ins Gespräch zu bringen. Es ist erstaunlich, in welchem Ausmass Politiker und Journalisten in Europa, vor allem in Deutschland, diese geostrategischen Zusammenhänge nicht erkennen und blind der brandgefährlichen US-Strategie einer weiteren Anheizung des Ukraine-Kriegs folgen. Brandgefährlich, weil die USA offensichtlich den Rat ihres ehemaligen Präsidenten John F. Kennedy nicht befolgen wollen, nach dem man eine

Es ist erstaunlich, in welchem Ausmass Politiker in Europa blind der brandgefährlichen US-Strategie folgen.

Atomkraft niemals in eine Situation bringen dürfe, aus der sie keinen gesichtswahrenden Ausweg mehr finde.

Es ist ein grosser Nachteil, dass in Deutschland jetzt eine Regierung die Verantwortung trägt, in der die führenden Politiker wenig aussenpolitische Erfahrung haben. Dazu kommt, dass die grösste Oppositionspartei, die CDU, vom ehemaligen Blackrock-Lobbyisten Friedrich Merz geführt wird, dessen früherer Arbeitgeber prächtig am Anstieg der Aktienkurse der Rüstungskonzerne mitverdient.



Der SPD fehlen Entspannungspolitiker, die wie Brandt oder Bahr noch wussten, dass Sicherheit in Deutschland und Europa nur gemeinsam mit der Atomkraft Russland erreicht werden kann. Auch in der FDP ist weit und breit kein Politiker von der Statur Hans-Dietrich Genschers zu sehen, der als Aussenminister stets die Gefahr eines auf Europa begrenzten Nuklearkriegs im Auge hatte. Selbst Guido Westerwelle hatte noch den Mut, beim Überfall auf Libyen den USA die kalte Schulter zu zeigen. Welchem FDP-Politiker würde man das heute noch zutrauen?

Baerbocks faschistoide Sprache

Die konsequentesten und gefährlichsten US-Vasallen in der Bundesregierung und im Deutschen Bundestag sind die Grünen, deren einstiger Vormann Joschka Fischer mit seiner späteren Geschäftspartnerin Madeleine Albright Deutschlands Beteiligung am völkerrechtswidrigen Jugoslawienkrieg vorantrieb. Man dachte, es könne nicht schlimmer kommen, aber die neue Aussenministerin Annalena Baerbock bedient sich schon mal faschistoider Sprache und will Russland «ruinieren». Sie steht nach eigenem Bekunden auf den Schultern der kürzlich verstorbenen Madeleine Albright, die den Tod von 500 000 irakischen Kindern durch US-Sanktionen rechtfertigte. Man stelle sich das Geschrei der Grünen vor, wenn der russische Aussenminister Lawrow den Tod von 500 000 ukrainischen Kindern, mit welcher Begründung auch immer, rechtfertigen würde.

In dieser verfahrenen Situation ist es zu wenig, wenn Olaf Scholz Waffenlieferungen verzögert. Steigende Waffenlieferungen sind das Mantra der Biden-Regierung, die Russland um jeden Preis schwächen will, ohne Rücksicht auf die Toten, die bei fortdauernden Waffenlieferungen zu beklagen sein werden. Glaubt denn jemand ernsthaft, die Atomkraft Russland könne es sich in der weltpolitischen Lage leisten, den Ukraine-Krieg zu verlieren? Die fanatischen Waffenlieferer im Bundestag werden, ob sie es begreifen oder nicht, mitverantwortlich sein für die täglich steigende Zahl der Toten. Wie lange soll der Krieg denn dauern? So lange wie



Politik der Konfrontation.

der Krieg in Afghanistan? Warum lernt die deutsche Politik nicht aus den Fehlschlägen der US-geführten Interventionskriege, an denen sich die Bundeswehr beteiligt hat?

Es gäbe eine, wenn auch geringe, Chance, wenn der wiedergewählte französische Präsident Emmanuel Macron mit dem deutschen Bundeskanzler Olaf Scholz wie einst François Hollande und Angela Merkel den US-Kriegstreibern in den Arm fallen und eine Verhandlungslösung auf der Basis der schon von Wolodymyr Selenskyj befürworteten Vorschläge – Neutralität der Ukraine und Autonomie für den Donbass – anstreben würde. Der ukrainische Präsident wird dabei kein verlässlicher Partner sein, weil er immer wieder von den USA und den Rechtsextremen in der Ukraine unter Druck gesetzt wird.

Die Rivalität der Weltmächte USA, Russland und China zwingt Europa dazu, alles zu versuchen, um nicht in eine nukleare Auseinandersetzung dieser Grossmächte hineingezogen zu werden. Charles de Gaulle hatte diese Gefahr für Frankreich erkannt und daher eine Integration der französischen Streitkräfte in die US-geführte Nato abgelehnt, weil er sich nicht auf die Bereitschaft der USA verlassen wollte, im Falle einer Auseinandersetzung mit der Sowjetunion ihre Atomstreitkräfte auch dann einzusetzen, wenn

Moskau mit einem Gegenschlag auf die grossen Städte der USA drohte. Daher bestand er darauf, dass Frankreich eine eigene Atomstreitmacht aufbaute. «Staaten haben keine Freunde, nur

Warum lernt die deutsche Politik nicht aus den Fehlschlägen der US-geführten Interventionskriege.

Interessen», war seine Maxime, und wenn es um Leben und Tod, also um Krieg, gehe, so seine Überzeugung, könne man die Entscheidung nicht anderen überlassen.

Stabiler Frieden dank Entspannung

Ähnlich wie de Gaulle wusste auch Bundeskanzler Willy Brandt, dass er seine Politik des Friedens und der Entspannung nur gegen Widerstände Washingtons durchsetzen würde. Überzeugt davon, dass nur so der Frieden in Europa gesichert werden könne, setzte er seine Ostpolitik Schritt für Schritt um. Die USA waren sehr verärgert, wie ein Telefonat Henry Kissingers mit Richard Nixon bewies, in dem Kissinger unverhohlen Willy Brandt den Krebs an den Hals wünschte.

Zurzeit wird in Deutschland eine abenteuerliche Diskussion geführt. Die Entspannungs-

politik, der Versuch einer guten Zusammenarbeit mit Russland, sei die Ursache für die jetzige Entwicklung. Selten wurde die Wahrheit so auf den Kopf gestellt. Noch nie wurde so deutlich, in welchem Ausmass die US-Propaganda die Medien und die politische Debatte in Deutschland bestimmt. Die Wahrheit ist eine andere. Mitte der sechziger Jahre begann die Entspannungspolitik, sie führte zu einem stabilen Frieden in Europa und bewirkte den Fall der Mauer und den Rückzug der sowjetischen Truppen aus Deutschland und Osteuropa. In den neunziger Jahren begann die Politik der Konfrontation mit der Nato-Osterweiterung und der zunehmenden Einkreisung Russlands. Sie führte zum völkerrechtswidrigen Jugoslawienkrieg und zum ebenfalls völkerrechtswidrigen Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine.

Wenn es nicht bald gelingt, einen Verhandlungsfrieden zu erreichen, steigt die Gefahr eines Nuklearkriegs, weil die Verantwortlichen in Moskau mit dem Rücken zur Wand stehen und die Hasardeure in Washington seit Jahren glauben, man könne einen Nuklearkrieg auf Europa begrenzen.

Oskar Lafontaine war Vorsitzender der SPD und Finanzminister der Bundesrepublik Deutschland.

Wo bleibt die seelische Substanz?

Warum ich gegen das Organspende-Gesetz bin.

Julia Onken

Am 15. Mai stimmt die Schweiz über das Organspendegesetz ab. Befürworter und Befürworterinnen legen sich vehement ins Zeug, bieten zahlreiche Personen auf, die anhand ihrer eigenen Transplantationserfahrung Segensreiches zu bezeugen haben. Die Gegenseite indessen wagt sich kaum aus der Deckung. Es ist nicht leicht, eine Gegenposition zu vertreten, schliesslich appelliert das neue Organspendegesetz an Solidarität mit all jenen Kranken, die dringend ein Organ benötigen. Das Risiko, als herz- und gefühllos zu gelten, hängt wie ein Damoklesschwert über den Meinungsvertretern, die nicht dem Mainstream folgen.

Problematische Umkehr der Verhältnisse

Vorweg so viel: Jede bisher erfolgreiche Organtransplantation ist Grund zu Dankbarkeit und Freude, ein grossartiger medizinischer Sieg über eine zunächst als unheilbar geltende Krankheit. Umso mehr sind jene Kranken zutiefst zu bedauern, für die kein Organ rechtzeitig zur Verfügung gestanden hat.

Zum Stand der Dinge: Am Ende des ersten Quartals 2022 warteten insgesamt 1462 Personen auf eines oder mehrere Organe. Wenn nun die Nachfrage grösser ist als das Angebot, wird nach Wegen gesucht, in den «Markt» mit dem neuen Organspendegesetz regulierend einzugreifen. Somit entstand die Idee, dass jede Person automatisch zum Organspender werden soll – es sei denn, sie habe ausdrücklich widersprochen. Und damit erfolgt eine problematische Umkehr der Verhältnisse, aus Spenden werden staatlich verordnete «Abgaben».

Bisher konnte jede Person, die sich einer Organtransplantation unterziehen musste, davon ausgehen, dass die Organspende von einem Spender oder einer Spenderin im wahrsten Sinne des Wortes freimütig und mit eigens dafür ausgestelltem Spenderausweis gespendet worden war, also eine grossmütige, zutiefst menschliche Geste, die eigenen Organe einst einem anderen Menschen segensreich zu verschenken. Es wundert nicht, wenn Transplantierte, die eine derartige Spende erhalten haben, der in vielen Fällen unbekannt

Spenderperson sich in tiefster Dankbarkeit innerlich verbunden fühlen. Die Gefahr, dass nun plötzlich Organe von Menschen entnommen werden, die niemals damit einverstanden gewesen wären, wird einem Heilungsprozess kaum zuträglich sein.

Mit dem neuen Organspendegesetz verfügt ein Gesetz über die Organe der Bürger und Bürgerinnen, das heisst, alle werden zu Organenteigneten. Obwohl die Möglichkeit besteht, einen sogenannten Widerspruch dagegen ein-

Das Hirntodkonzept ist eine neue Konstruktion, die bei Fachleuten bis heute sehr umstritten ist.

zulegen, bleibt die Frage, in welchem Dschungel von gesetzlichen Verordnungen sich ein Register auffinden lässt, und vor allem, in welcher Form diese Information an jene Personen gelangen könnte, die kaum Zugang zu den Medien haben. Ich denke da an ältere Menschen, Behinderte und Zugewanderte, die zweifellos davon ausgeschlossen sind und deren nicht hinterlegter Widerspruch als Zustimmung missverstanden werden könnte.

Die Position der möglichen Spenderpersonen sollte ebenso beleuchtet werden. Denn Organe können schliesslich nicht von toten Menschen transplantiert werden, sondern ausschliesslich von noch lebenden. Das Hirntodkonzept ist eine neue Konstruktion, die eigens einer marktregulierenden Massnahme entsprungen ist, aber

gerade bei Fachleuten bis heute sehr umstritten ist. Die Behauptung, «Hirntote» könnten eh nichts mehr wahrnehmen, wird durch die Praxis einer Organentnahme konterkariert. Weshalb erfolgt eine Organentnahme ausschliesslich unter Vollnarkose?

Selbst wenn sein Hirn keinerlei Reaktionen mehr zeigt, ist ein Mensch ein Schwerverkranker, der noch nicht tot ist, sondern der sich nun im Sterbeprozess befindet. Diesen natürlichen Prozess vorzeitig abbrechen, um die fremdnützige Tötung zwecks Organentnahme zu rechtfertigen, fusst letztlich auf unterschiedlichen Menschenbildern. Wer davon ausgeht, der Mensch sei lediglich eine Ansammlung von Eiweissmolekülen, die allesamt zu funktionieren hätten, und falls es in der Zentrale Ausfälle geben sollte, der Rest auch nicht mehr als lebender Organismus zu bezeichnen wäre, hat mit dem neuen Organspendegesetz keine Probleme. Wer aber davon ausgeht, dass Menschsein nicht ausschliesslich eine rein materiell-fleischliche Angelegenheit, sondern gleichermassen auch von geistiger und seelischer Substanz durchdrungen ist, gerät in einen schwerwiegenden inneren Konflikt und wird sich stets dafür einsetzen, dass der Sterbeprozess nicht durch äussere Zwangsmassnahmen gestört oder sogar vorzeitig abgebrochen werden darf.

Stärke der Schweiz

Der etwas dürrtige Hinweis, dass die Praxis, wie das neue Organspendegesetz vorschlägt, bereits in verschiedenen europäischen Ländern marktregulierend erfolgreich angewandt werde, sollte nicht dazu verführen, unkritisch demselben Weg zu folgen. Die Stärke der Schweiz bestand bisher darin, dass Bürger und Bürgerinnen – unbeeinflusst von Lobbyisten und Standesvertretern! – verantwortungsvoll und gründlich über wichtige Entscheide nachdachten, ihren Verstand dazu benutzten, eventuelle parlamentarische Fehlentscheide zu korrigieren. Wir haben damit bisher gute Erfahrungen gemacht.



Julia Onken ist Buchautorin, Feministin und Gründerin des Frauenseminars Bodensee.

Trauma und Tabu

Nein, Marine Le Pens Wählerscharen sind keine geschichtsblinden Rassisten. Sie wohnen da, wo die letzte Fabrik geschlossen wurde, wo es keine Post, kein Kino mehr gibt.

Jürg Altwegg

Sind 42 Prozent der Franzosen von allen guten Geistern verlassen? Und die vielen anderen, die schon gar nicht mehr zu den Wahlen gehen, erst recht: zu Faschisten mutiert, denen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nichts bedeuten? Geschichtsblind. Fremdenfeindlich, antisemitisch? Träumen so viele Franzosen vom Austritt aus Nato und EU und von der Rückkehr zum «neuen Europa» von Hitler, Pétain, Mussolini? Im Wahlkampf berichtete *Le Monde* von der grossen Angst der Präfekten. Er erinnerte an deren Vorgänger unter der deutschen Besatzung, die Razzien gegen die Juden organisieren mussten.

Seit Jahren lebt Frankreich im Taumel seiner Vergangenheit. Der Historiker Johann Chapoutot verglich den Einzug der AfD in den Deutschen Bundestag mit der Wahl von 107 Nazi-Abgeordneten im Jahre 1930. Jean-Luc Mélenchon heftete sich das Abzeichen der Deportierten im KZ Buchenwald wie einen Orden auf die Brust. Als 2002 Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl kam, inszenierte Frankreich ein groteskes Remake des Widerstands. Der antifaschistische Exorzismus verhinderte eine Wiederholung der Machtübernahme der Faschisten, die 1940 durchaus demokratisch erfolgt war. Nach der Niederlage von 1940 hatten 85 Prozent der Abgeordneten Pétain zum Diktator gewählt. «Lieber Hitler als die Volksfront des Juden Léon Blum» war damals die Losung vieler Teile der französischen Bourgeoisie.

Mitterrands zynische Strategie

Dass dieses Trauma und Tabu noch immer die Politik regieren, hat viel mit François Mitterrand zu tun. Hätten die Franzosen 1981 von seiner braunen Vergangenheit gewusst, wäre der bekennende Marxist im gleichen Jahr nicht Präsident geworden. Er regierte mit den Kommunisten. Mehr als den Faschismus fürchtete Frankreich damals sowjetische Panzer in Paris und den Gulag in der Banlieue. Der Kulturkampf der neuen Rechten gegen die kulturelle

Hegemonie des Marxismus hatte begonnen und Jean-Marie Le Pen den Front national (FN) begründet. Beide waren damals durchaus neofaschistisch – aber bedeutungslos.

Zur Teilnahme an der Präsidentschaftswahl fehlten Jean-Marie Le Pen die nötigen Unterschriften. Nach seinem Sieg gab Mitterrand den



Arbeitslosigkeit, Einwanderung, Entfremdung: Le Pen, Macron.

staatlichen Sendern Order, Le Pen vermehrt ins Fernsehen zu holen. Mitterrand veränderte das Wahlrecht, um den Front national zu fördern. 1983 bekam die Kleinstadt Dreux, westlich von Paris gelegen, einen Stadtpräsidenten des FN. Die Gründe waren schon damals: Arbeitslosigkeit, Einwanderung, kulturelle Entfremdung.

Seit Dreux bestimmen der «antifaschistische Imperativ» und der «republikanische Pakt» die Politik: Die «demokratische» Rechte grenzt sich vom faschistischen Rand ab, und die Linke unterstützt sie im Ernstfall gegen die Faschisten.

Den Sozialisten garantierte Mitterrands zynische Strategie den Erhalt der Macht und die

moralische Überlegenheit. Sie versteiften sich so sehr auf den Antifaschismus, dass sie ihre Basis verloren. Vor fünf Jahren regierten sie das Land, jetzt brachte es Anne Hidalgo auf zwei Prozent. Die Unterschicht wurde aus den Städten vertrieben und wählt längst das Rassemblement national, die Nachfolgepartei des Front national. Es hat die Kommunistische Partei ersetzt.

Schlimmer als der Tod?

Fünf Prozent – aufgerundet – erreichten die Republikaner mit Valérie Pécresse. Nach den Sozialisten droht auch der zweiten grossen Partei der Fünften Republik die Implosion. Die Bilanz des «republikanischen Pakts» nach vier Jahrzehnten: Das Rassemblement national wurde zur stärksten Partei und sein Einzug in die Stichwahl zum Normalfall. Mit 82 Prozent hatte Chirac 2002 gewonnen. 67 Prozent der Stimmen bekam Macron 2017. Fast 10 Prozent hat er seither verloren. «Macron mag Präsident bleiben», schrieb die *New York Times* vor der Stichwahl: «Marine Le Pen hat jetzt schon gewonnen.»

Linke Intellektuelle waren die Ersten, die erklärt hatten, dass sie nach den Erfahrungen seit 2017 nicht noch einmal in die «Falle des Antifaschismus» tappen und ein zweites Mal Macron wählen würden. Warum dies nötig war, erklärte der Philosoph Frédéric Worms mit einer Referenz auf die Sterbehilfe: Marine Le Pen wäre noch schlimmer als der Tod.

42 Prozent der französischen Wähler liessen sich davon nicht abschrecken. Sie wohnen da, wo vor zwanzig Jahren die letzte Fabrik geschlossen wurde. Wo man fünf Monate auf einen Termin beim Augenarzt warten muss. Wo es kein Kino, kein Theater und keine Post mehr gibt. Je tiefer das Einkommen, je weiter die Distanz zum nächsten Bahnhof, umso grösser ist die Bereitschaft, Marine Le Pen zu wählen. Das sagen die Soziologen und Geografen. Die politischen Kommentatoren nennen es «Fremdenfeindlichkeit und Rassismus».

Bedingt abwehrbereit

Die Schweizer Armee ist in einem besorgniserregenden Zustand. In einem Verteidigungskrieg könnte sie nur ein paar wenige Wochen durchhalten.

Stefan Holenstein

Der Ukraine-Krieg schafft neue Fakten und Dimensionen. Er zeigt uns schonungslos auf, dass Sicherheit und Freiheit in Europa keine Selbstverständlichkeiten sind. Die neutrale Schweiz muss ihre Verteidigungsbereitschaft hoch halten. Aufgrund der weiterhin unsicheren Entwicklung des Krieges ist selbst eine mittelbare militärische Bedrohung der Schweiz nicht unwahrscheinlich. Aber sind wir tatsächlich auch abwehrbereit und verteidigungsfähig? Derzeit nur bedingt.

Trümpfe der Milizarmee

Es ist eine Tatsache, dass unser Land nur noch 0,7 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) für die Verteidigung aufwendet – das ist im europäischen Vergleich bedenklich wenig. Wenn die meisten europäischen Staaten bestrebt sind, rund 2 Prozent ihres BIP auszugeben, muss die bündnisfreie Schweiz im Minimum 1 Prozent bereit-

Problematisch steht es um den Kernauftrag Verteidigung.

stellen können, was rund sieben Milliarden Franken pro Jahr entspricht (heute: fünf Milliarden). Hier gilt es, anzusetzen, um die Mittel für die dringend notwendige Revitalisierung und Modernisierung der Schweizer Armee freizubekommen.

Die Schweizer Armee «Ausgabe 2022» verfügt über einige gewichtige Trümpfe. Seit dem 1. Januar 2018 läuft die Umsetzung des grössten Armee-Reorganisationsprojekts der letzten zwanzig Jahre, die «Weiterentwicklung der Armee» (WEA). Diese Reform darf sich im Vergleich zu den früheren, teilweise verunglückten



Beschleunigung ist das Gebot der Stunde: Armeeministerin Amherd mit Stab.

Reorganisationen, wie es etwa die Armee XXI war, im Ergebnis durchaus sehen lassen.

Die WEA beruht auf dem für die Schweiz bewährten Wehrpflicht- und Milizsystem, einem nach wie vor unvergleichlichen Erfolgsmodell, um welches uns das Ausland so sehr beneidet. Der Sollbestand der Armee beträgt 100 000, der Effektivbestand 140 000 Armeedienstangehörige. Die Vorteile der WEA gegenüber vorher: eine höhere Bereitschaft und ein funktionierendes Mobilmachungssystem – wie wir seit Corona wissen –, eine professionelle Kaderausbildung und die verstärkte regionale Verankerung. Im Weiteren verfügt die Armee – etwa im Vergleich zu Deutschland oder Österreich – über ein intaktes Gesamtsystem aus Luftwaffe, Bodentruppen, Cyberabwehr, Logistik und Führungsunterstützung. Die Grundlagenpapiere Luft, Boden und Cyber bilden den «Masterplan» für eine plangemässe Modernisierung der Armee.

Trotzdem: Der Zustand unserer Armee ist teilweise besorgniserregend. Sie hat drei Aufträge zu erfüllen: kämpfen, schützen und helfen. Zwei davon erfüllt sie gut. Mit den drei Assistenzdienst-Einsätzen in der Pandemie hat sie be-

wiesen, dass sie wirkungsvoll helfen kann. Den Auftrag «schützen» erfüllt sie ebenfalls gut, wie sie bei internationalen Konferenzen unter Beweis stellt. Problematisch steht es um den Kernauftrag Verteidigung. Die Kompetenzen der Armee erreichen nicht die verlangte Tiefe. Die Ursachen liegen in der mangelhaften Verteidigungsfähigkeit der Armee XXI, die 2003 lediglich auf den Kompetenzerhalt reduziert wurde.

Der Einkaufszettel

Die Folgerung: Die Schweizer Armee kann in einem Verteidigungskrieg nur ein paar wenige Wochen durchhalten, wie der Chef der Armee kürz-

lich in einem bemerkenswerten Interview zu verstehen gab. Auch nach 2003 wurde die Armee weiter verkleinert und das Budget stark reduziert. Hier gilt es, anzusetzen: Erhöhung des Sollbestands und des Armeebudgets.

Die Armee hat die richtigen Konsequenzen aus den aktuellen Bedrohungen des konventionellen Krieges in Europa abgeleitet. In erster Priorität müssen die schweren, robusten Bodensysteme erneuert werden, um die Abwehrfähigkeit markant zu verbessern. Dies belegt der Bericht «Zukunft der Bodentruppen» (2019), laut dem fast alle Waffensysteme in die Jahre gekommen sind und spätestens ab 2025 ersetzt werden müssen. Zu erwähnen sind die selbstfahrenden Panzerhaubitzen vom Typ M109 aus dem Jahre 1974, ausserdem die verschiedenen Schützenpanzer und der Leopard-Kampfpanzer sowie die Panzerabwehrwaffen. Der «Einkaufszettel» ist heute schon randvoll, so auch im Bereich der vollständigen Ausrüstung der siebzehn Infanteriebataillone.

Dieser Reformstau in den Hauptsystemen der Armee ist nun rasch anzugehen. Hierfür ist eine Aufstockung des Militärbudgets von fünf auf

sieben Milliarden Franken nötig. Langfädige und zeitraubende Analysen sind obsolet, denn der Bedarf ist, gestützt auf die drei Grundlagenpapiere Boden, Luft und Cyber, ausgewiesen. Mit einer Erhöhung der Militärausgaben beschleunigen wir insbesondere den zeitintensiven Beschaffungsprozess.

Zudem können wir gewisse Projekte im Rahmen der bisherigen Planungen vorziehen. Eines dieser Projekte wäre der neue 12-cm-Mörser 16 (Cobra), dessen Einführung sich wegen Qualitäts- und Sicherheitsmängeln seit Jahren verzögert. Mit der Beschleunigung kann wertvolle Zeit zugunsten der Verteidigungsfähigkeit gewonnen werden. Und mit den zusätzlichen Mitteln werden die Schweiz und ihre Bevölkerung schneller und besser geschützt.

Kampffjetkauf ohne Wenn und Aber

An seiner Sondersession im Mai debatiert der Nationalrat aus Anlass des Ukraine-Krieges über höhere Armeeausgaben. Die Milizorganisationen begrüßen die schnelle

Der Bundesrat soll, nach Ermächtigung durch das Parlament, die Kampffjets unverzüglich kaufen.

Handlungsweise des Parlaments. Sie erwarten vom Nationalrat eine unpräzise, schrittweise Aufstockung des Budgets und vom Ständerat in der Sommersession die positive Erledigung einer analogen Motion.

Es wäre dies ein starkes parlamentarisches Signal zugunsten der überfälligen Modernisierung und Revitalisierung der Armee. Zudem gewänne unser Land an Glaubwürdigkeit gegenüber unseren Nachbarstaaten, die von der Schweiz einen ernsthaften Beitrag für eine gesamtheitliche europäische Sicherheitsarchitektur erwarten dürfen.

Wie der Ukraine-Krieg zeigt, spielen Kampfflugzeuge eine eminent wichtige Rolle im modernen Gefechtsfeld. Sie sind als zentrales Element des Gesamtsystems Armee schlicht unverzichtbar. Die vom Bundesrat vorgeschlagenen 36 amerikanischen F-35A sind ein veritabler Glücksfall für unsere Armee. Sie sind nicht nur die für unsere Zwecke mit Abstand besten, sondern auch die preisgünstigsten Flugzeuge – und interoperabel. Die Zeit drängt auch hier, weil die alten F/A-18 im Jahr 2030 das Ende ihrer Lebenszeit erreichen. Die scheinheilige und verkorkste «Stop F-35»-Initiative von SP, Grünen und GSoA ist völlig weltfremd. Wir erwarten zumindest von der SP als Bundesratspartei realpolitische Rason, indem sie die laufende Volksinitiative rasch und solidarisch zurückzieht.



Dramatische Unterbestände: Ruag-Mörser Cobra.

So oder so, der Bundesrat soll, nach vorgängiger Ermächtigung durch das Parlament, die Kampffjets unverzüglich kaufen. Nicht der Bundesrat, sondern die Initianten umgehen die Demokratie, indem sie das Volks-Ja vom Herbst 2020 torpedieren.

Kommt hinzu, dass Vernetzung und Digitalisierung immer wichtiger werden, sei es in der Luft oder am Boden. Cyber-Aktivitäten ersetzen die herkömmlichen Bedrohungen nicht, sondern machen sie gefährlicher. Gemäss dem jüngsten Projektbericht des Verteidigungsdepartements (VBS) besteht in der Cyberabwehr dringender personeller Handlungsbedarf.

Die Bestände bereiten indes nicht nur im Cyberbereich Sorgen. Die Alimentierungsproblematik bei der Armee und beim Zivilschutz ist generell als dramatisch zu bezeichnen. Die wegweisenden Entscheide des Bundesrats im März zur nachhaltigen Sicherstellung der

Bestände kommen deshalb nicht zu spät.

Dabei hat das Modell «Sicherheitsdienstpflicht» für die Milizverbände erste Priorität. Es sieht vor, dass der Zivildienst mit dem Zivilschutz zum Katastrophenschutz fusioniert und das akute Bestandsproblem in Armee und Zivilschutz schnell und ohne die Hürde einer unüberwindbaren Bundesverfassungsrevision gelöst wird.

Obligatorium für Frauen

Es hätte im Weiteren den Vorteil, dass man die Teilnahme am Orientierungstag der Armee auch für Frauen obligatorisch machen

könnte. Dies wäre ein richtiger Schritt für die nötige Erhöhung des Frauenanteils in der Armee. Angesichts der dramatischen sicherheitspolitischen Entwicklung in Europa schlagen wir jedoch ein schnelleres Vorgehen des Prüfprozesses bis Ende 2023 vor statt, wie vom Bundesrat terminiert, bis Ende 2024. Beschleunigung ist auch hier für die Armee das Gebot der Stunde.

Der Ukraine-Krieg und die laufenden Grossprojekte bei den Bodentruppen, der Luftverteidigung, der Cyberabwehr und der Weiterentwicklung des Dienstpflichtsystems erheben das VBS mit seiner Armee zu einem absoluten Schlüsseldepartement. Zu Recht!

Oberst i Gst Stefan Holenstein ist Präsident der Landeskongferenz der militärischen Dachverbände (LKMD). www.lkmd.ch

«Selber bestimmen heisst, in jeder Lebensphase die eigenen Pläne realisieren zu können.»

Daniel Berner
Head Securities
Swiss Life Asset Managers

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

Hilfe, ich werde alt

Bald werde ich dreissig. Von der Generation der 20-, 25-Jährigen trennen mich Welten. In vielen Fragen fühle ich mich den über 65-Jährigen näher.

Nena Schink

Kennen Sie das Gefühl, sich alt zu fühlen? Abgehängt? Von gestern? Mir ist das Gefühl wohlbekannt. Und das, obwohl ich erst 29 Jahre alt bin. Meist beschleicht es mich, wenn ich die Generation Z reden höre. Heimlich nenne ich die von 1995 bis 2010 Geborenen «Generation Faul» oder «Generation Gestresst».

Was ich damit meine? Ihre Arbeitszeiten planen sie penibel um ihr Privatleben herum. Sie lieben Zeiterfassung, sichere Arbeitsverträge und Achtstundentage. Vorzugsweise von neun bis fünf. Freizeitorientiert ist das Stichwort. Kein Wunder, dass der Dienst im öffentlichen Sektor bei jungen Menschen immer beliebter wird.

Nach einer im Dezember 2020 von der Beratungsgesellschaft EY kommunizierten Studie will mehr als ein Viertel der jungen Menschen in den öffentlichen Dienst. Nicht weil die Arbeit dort den meisten Spass verspricht. Befragt, was bei der Arbeitgeberwahl den Ausschlag gebe, nannten 67 Prozent die Jobsicherheit. Verglichen mit der Befragung zwei Jahre davor, ist das eine Zunahme von 10 Prozent.

Mach was aus deinem Leben

Für mich: ein alarmierendes Signal. Wie soll Deutschland eine starke Industrienation bleiben, wenn der Nachwuchs von einem sicheren *nine to five*-Job träumt? Wo bleiben die Visionen? Wollen wir nicht länger ein Land der Extrameile sein?

Nein, das wollen die Jüngeren wohl nicht. Das erklärte mir kürzlich ein Vertreter der Generation Z und fragte mich anschliessend, ob ich überhaupt ein Privatleben habe. Der Job sei schliesslich nicht alles. Das bedingungslose Grundeinkommen müsse her. Dann müsse man auch nicht mehr arbeiten und könne sich frei entfalten.

Er ist nicht der Einzige. Die Generation Z findet das bedingungslose Grundeinkommen

Berlin

laut Studien toll. Das bedingungslose Grundeinkommen ist gar am populärsten bei Personen, die jünger sind als 25. Die Zustimmung für ein bedingungsloses Grundeinkommen nimmt mit zunehmendem Alter ab. Menschen, die



Wo bleiben die Visionen? Autorin Schink.

älter als 65 sind, stehen dem Grundeinkommen eher ablehnend gegenüber.

Ich fühle in dieser Frage wie die Über-65-Jährigen. Mir ist das bedingungslose Grundeinkommen zuwider. Die Philosophie dahinter stösst mich regelrecht ab. Wieso sollte man fürs Nichtstun Geld bekommen?

Es ist auch eine grobe Lüge. Denn bedingungslos ist im Leben rein gar nichts. Oder wie die Engländer sagen: «There is no such thing as a free lunch.»

Ich finde es nicht verwerflich, dass ich von Kindesbeinen an gelernt habe: Wenn du etwas

erreichen willst, musst du etwas dafür tun. Und wenn du das Erreichte behalten willst, erst recht. Nicht nur ich habe das gelernt. Viele Eltern sagen ihren Kindern beim Schulabschluss: Mach was aus deinem Leben.

Damit ist selbstverständlich auch der spätere berufliche Erfolg gemeint. Denn das Auto, von dem wir träumen, müssen wir erst mal verdienen, den Urlaub mit den Freunden genauso. Und wer im Beruf erfolgreich sein will, sollte hart dafür arbeiten, sich weiterbilden und Überstunden schieben.

Stress beim Kaugummikauf

Warum sollte diese Gesetzmässigkeit nicht mehr für die Generation Z gelten? Womit wiegen wir denn sonst auf, dass Person X lang im Büro sass, hart gearbeitet hat, wenig Zeit mit ihrer Familie verbringen konnte und für ihr berufliches Weiterkommen von Stadt zu Stadt zog, während Person Y täglich um 17 Uhr ihre Freizeit geniessen konnte?

Tja, für die Generation Z gelten andere Regeln. Sie fühlt sich andauernd gestresst, selbst beim Kaugummikauf. Kein Scherz.

Der 25-jährige Schauspieler Emilio Sakraya erklärte kürzlich bei «deep und deutlich»: «Wir leben einfach in so einer Generation und so einer Zeit, wo es eine Reizüberflutung an Informationen und Entscheidungen gibt, die man treffen

musst. Von morgens bis abends. Du hast Mundgeruch, und du gehst in den Kiosk, und dann gibt es da fünfzig Farben. Du denkst so: Ich habe Mundgeruch, ich will nur, dass der weggeht. Und du musst so viele Entscheidungen treffen. Und dein Gehirn denkt sich so: «Chill mal, Bro, ich kann nur zehn wichtige Entscheidungen am Tag.» Es ist halt so eine Reizüberflutung an allem.»

Es ist eindeutig: Ich werde alt!

Nena Schink ist Bild-Journalistin, Moderatorin und Bestsellerautorin.

HERODOT



Am Wiener Kongress hätten unsere Nachbarn die Schweiz 1814 gerne unter sich aufgeteilt. Dass sie überlebte und die Anerkennung ihrer Neutralität durch die europäischen Mächte erwirken konnte, verdankte sie namentlich Russland und seinem Chefdiplomaten Kapodistrias. Nun missachtet sie diese Neutralität ausgerechnet gegenüber Russland. Russland, Biden und die *New York Times* sind sich gar einig, dass sie diese aufgegeben hat. Die Neutralität ist nur so viel wert wie die Achtung, die ihr die massgebenden Mächte entgegenbringen. Gegenteilige Beteuerungen sind irrelevant, zumal aus dem Munde eines Bundespräsidenten, der Selenskyj – welcher Kritiker verschwinden und «Verräter» ohne Prozess standrechtlich erschiessen lässt – seinen «lieben Freund Wladimir» nennt und Putin einen Barbaren.

Schon der antike griechische Dichterphilosoph Aischylos stellte fest, dass die Wahrheit das erste Opfer eines Krieges sei. In jedem Krieg wird gelogen und manipuliert, dass die Balken krachen. Dass Russland dies tut, ist offensichtlich. Aber es gibt wenig Grund, anzunehmen, dass die militärisch auf Seiten der Ukraine engagierten Nato-Staaten und die westlichen Medien es diesmal mit der Wahrheit genauer nehmen als in vergangenen Kriegen. Es ist noch nicht lange her, dass die USA die Lüge von den in Kuwait durch irakische Soldaten aus den Brutkästen gerissenen Neugeborenen und später diejenige von den chemischen Massenvernichtungswaffen Saddam Husseins erfanden. Von Verbrechen der USA an Zivilbevölkerung und Kriegsgefangenen im Irak und in Afghanistan erfuhr man erst nach Jahren via Internet

durch Whistleblower, die dafür vom US-Rechtsstaat unbarmerzig verfolgt wurden: Julian Assange drohen nach seiner bevorstehenden Auslieferung in die USA 175 Jahre Gefängnis!

Als militärischer Aggressor hat Russland propagandistisch klar die schlechteren Karten, obwohl dem Waffengang massive Provokationen des Westens vorausgingen. Wer als Erster in einem Streit Gewalt anwendet, steht immer schlechter da als diejenigen, die zuvor verdeckt intrigierten. Doch selbst die Kriegsverbrechen in der Ukraine sind wohl nicht allein Russland anzulasten. Die Urheberchaft der Verbrechen in

Mit solchem Personal braucht die FDP keine Gegner, um ihren zweiten Bundesratssitz zu verlieren.

Butscha und anderswo ist nicht bewiesen. Russische Soldaten erscheinen als wahrscheinliche Täter, aber es könnte sich teilweise auch um ukrainische Racheakte an «Verrätern» handeln. Ukrainische Soldaten sollen russischen Kriegsgefangenen massenhaft in die Beine geschossen und – gemäss Geflüchteten – in Mariupol Zivilisten an der Flucht gehindert und erschossen haben. Die von Russland bombardierte Gebärklinik sei zuvor von den Patienten geräumt und von ukrainischen Scharfschützen besetzt worden. Auch wenn die meisten Medien dies ignorieren und klare Beweise fehlen, besteht für einen neutralen Staat zumindest Grund zur Vorsicht mit vorschnellen einseitigen Verurteilungen. Bei früheren Waffengängen ermöglichte diese Politik der Schweiz und dem mit ihr eng verbundenen IKRK das Erbringen überaus wertvoller Guter Dienste für die Opfer

der Kämpfe und Bemühungen um deren Beendigung.

Nun profiliert sich ausgerechnet unsere Justizministerin, die das Prinzip der Unschuldsvermutung hochhalten sollte, durch vorschnelle Urteile und fährt damit ihrem aussenpolitisch zuständigen Parteikollegen in die Parade, der sich verzweifelt um die Aufrechterhaltung wenigstens eines Anstandsrests an Scheinneutralität bemüht.

Zwischen den exaltiert EU-begeisterten Grünliberalen und der tendenziell isolationistischen SVP böte sich der FDP eine breite Nische als unaufgeregter bürgerlicher Kraft der ausgewogenen Verlässlichkeit in stürmischen Zeiten. Doch statt diese zu besetzen, bekämpfen sich ihre beiden Bundesräte in aller Offenheit, und der als Hoffnungsträger gewählte Parteichef stösst einen Grossteil der FDP-Wählenden vor den Kopf, indem er in der NZZ zur weiteren Aushöhlung der Neutralität bläst: Die Schweiz solle sich viel enger an die Nato anlehnen und nur noch in innereuropäischen Konflikten neutral sein. Die Ukraine und Russland zählt er offenbar nicht zu Europa, und dass die Neutralität unserem Land bisher insbesondere ausserhalb Europas enormen Goodwill brachte, scheint nicht bekannt oder nicht zu interessieren. Mit solchem Personal braucht die FDP keine politischen Gegner, um auch die nächsten Wahlen und ihren zweiten Bundesratssitz zu verlieren.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Blues auf Französisch

Stephan Eicher ist retour: Er veröffentlicht neue Musik, hat den Rechtsstreit mit seiner Plattenfirma beigelegt und Frankreich verlassen. Wir haben ihn in Zürich getroffen.

Mark van Huissing

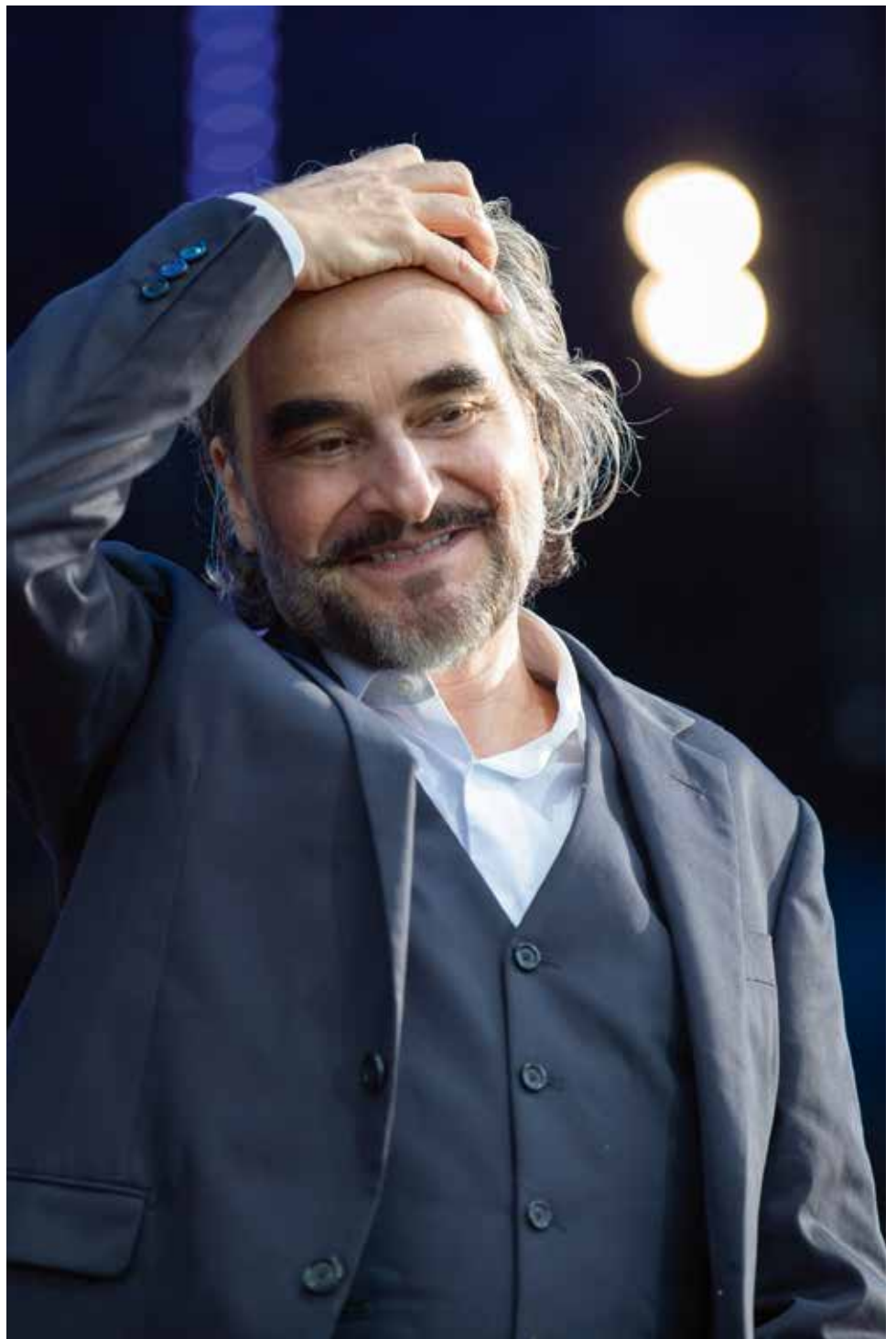
An Popstars sieht man, wie die Zeit vergeht. Zwar meint man, sie altern nicht, *forever young* ist ihr Geschäftsmodell. Doch auch sie können sich nicht der Schwerkraft entziehen, und die Zeit wartet auf niemanden. Unsere Wahrnehmung vielmehr ist getrübt, weil wir vielleicht immer noch die alten Lieder unserer damals jungen Lieblingsmusiker anhören respektive anschauen – im Fall von Stephan Eicher etwa «Déjeneur en paix» von 1991, als er mit 31, schulterlangem Haar und Glutaugen zwischen Feuerschalen durchs Video zur Ballade, die in Frankreich ein Hit war, wandelte.

Seine Haare sind noch immer lang, ziemlich voll und dunkel, als ich ihn an einem sonnigen Märznachmittag im Hotel «Florhof» zum «Kaffeepausch» (Einladung der Plattenfirma) treffe. Doch seine Augen sehen ein bisschen müde aus. Und die Leichtigkeit, die aus einem lange zurückliegenden Gespräch in Erinnerung geblieben ist, scheint der 61-Jährige nicht mit nach Zürich gebracht zu haben.

«Stephan, c'est Johnny»

Seit er erzählte, was Johnny Hallyday auf seinen Anrufbeantworter, wie man seinerzeit sagte, sprach, sind fast zwanzig Jahre vergangen («Stephan, c'est Johnny – tu sais que j'aime beaucoup ce que tu fais?», Johnny mag wirklich gerne, was Stephan macht). Darunter gute Zeiten. Sowie weniger gute.

Eicher konnte in den Augen der Kritiker-mehrheit sein Niveau halten, hat weiter starke Musik geschrieben und gespielt. In dieser Zeit aber sind die Einnahmen der Branche abgestürzt, weil immer mehr Hörer immer weniger für Alben bezahlen wollen, stattdessen einzelne Songs für kleines Geld streamen, wie man sagt. Weshalb viele Unternehmen die Beiträge, die sie an Künstler weitergaben, kürzten, um mehr behalten respektive an die Aktionäre leiten zu können. Wogegen sich manche Musiker wehrten und den Rechtsweg beschritten. Mit anderen Worten, denen aus «Déjeneur en paix»: *Les nouvelles sont mauvaises d'où qu'elles viennent*. Die Nachrichten sind schlecht, das



«Es war immer mein Traum, ein Theater zu haben»: Musiker Eicher.

Leben wurde nicht besser, und obwohl man hart arbeitete, ging's bergab. Was nicht für gute Laune und Leichtigkeit sorgt, klar.

Er habe nichts zu verkaufen, sagt er am Anfang des Treffens. Das stimmt fast – von der Plattenfirma wurde eine «musikalische Postkarte» versandt, vier neue Lieder, «EP» wird ein solches Minialbum genannt. Digitale Veröffentlichungen mache man nicht wegen des Gelds, «sondern weil man Freude hat, etwas rauszugeben. Vor allem nach den letzten zwei Jahren», fährt er fort. Das stimmt. Ist aber nicht die ganze Geschichte.

Philippe Djians prophetische Zeilen

Die musikalische Postkarte kommt an, finde ich. Als Genre wird «French Pop» angegeben, das trifft's – nicht Pop mit französischen Texten, sondern französischer Pop eben. Eicher erinnerte sich an die *formule* der Erfolge seiner (ziemlich) frühen Laufbahn; die Musik ist von ihm und neuen Mitarbeitern, die Texte sind wieder von Philippe Djian. «Autour de ton cou» heissen ein Lied sowie die EP, «C'est pas moi qui serre autour de ton cou, c'est dans l'atmosphère, c'est bien fait pour nous», hat der in den 1980er und 1990er Jahren sehr beachtete französische Schriftsteller Djian gedichtet. Ungefähr «Nicht ich bin's, der dich würgt, es ist was in der Atmosphäre, wir haben es verdient.» Was ganz genau das bedeutet, wisse der Sänger nicht, doch es passe in die Zeit der Pandemie sowie eines unvorstellbaren Kriegs in Europa (Djian hat die Zeilen schon 2016 geschrieben).

«Habe ich wirklich mal ein gutes Album herausgebracht von A bis Z?», fragt er und ist dabei nur ein bisschen kokett. (Seine Antwort: «Äuä scho, ja.») Wir einigen uns darauf, «Les chansons bleues» sei ein rundes, zusammenhängendes Album, und «Carcassonne» habe einen konstanten Sound. Dann beklagt er den Tod von Endo Anaconda kürzlich und erzählt von der Hommage an den Schweizer Singer-Songwriter, die er jüngst in Brüssel aufgenommen habe.

Das alles ist recht interessant. Aber nicht der Kern oder, poetischer, das Herz der Lebensgeschichte des Stephan Eicher in den vergangenen zehn oder so Jahren. «Bist du heute ein freier Mann und Künstler?» – «Nein, wahrscheinlich noch lange nicht», antwortet er. Doch er habe nicht mehr das Gefühl, ganz alleine in dieser Lage zu stecken. «Wenn plötzlich Taylor Swift die Thematik aufnimmt...»

Klebrige Finger

Worum es geht, bloss verkürzt: Er stritt mit Chefs und Anwälten seiner Plattenfirma Polydor, einer Tochter von Universal, dem grössten Musikkonzern der Welt, nachdem diese das Budget für Aufnahmen, zu denen er vertraglich verpflichtet gewesen war, herabgesetzt hatten. So wollte er nicht weiter mit ihnen arbei-

ten. Worauf sie ihn daran erinnerten, dass er keine neuen Stephan-Eicher-Songs einspielen und keine alten vor zahlendem Publikum auführen dürfe. «Der Künstler bekommt einen Vorschuss, um ein Album zu machen. Falls sich dieses gut verkauft und du den Vorschuss zurückbezahlen kannst, gehören die Rechte aber noch immer der Firma», fasst er das Verhältnis von Musiker und Plattenlabel zusammen (manchmal ist zwischen Verwertungs- und Urheberrecht zu unterscheiden).

Er musste einen Workaround finden, was das Geschäftliche betraf, andernfalls hätte er kein Einkommen erzielt – 2015 etwa veranstaltete er die Tour «Stephan Eicher und die Automaten», auf der solche seine Musik spielten, oder jamm-

Das Leben ist kein ruhiger Fluss, auch nicht ganz unten in Frankreich, wo die Rhone ins Mittelmeer fliesst.

te mit Traktorkestar, dem Balkan-Orchester von Berner Jazzschulabgängern (erst 2019 konnte er das hörensweite Album «Hüh!» mit Liedern aus der Zusammenarbeit veröffentlichen).

Der Druck erzeugte bei ihm einen zusätzlichen Kreativitätsschub, das künstlerische Ergebnis war ein gutes. Doch die Mittel, die seine Widersacher anwendeten, waren keine schönen, zudem nicht rechtens möglicherweise. Weshalb er juristisch dagegen einfuhr. Und in der Sache recht bekam – nach fünf Jahren, in denen er «ein Einfamilienhaus» für Anwälte und andere Kosten ausgegeben hatte. Um dann eine Stunde nach der guten Nachricht, «Du hast gewonnen», von der Gegenpartei zu erfahren, dass sie Rekurs einreichen werde. «Das war brutal. Und ich habe gemerkt: Denen ist es ernst», sagt er.

Und als Nächstes: «Ig mag jitz nüme drüber rede.» Weil er schon genug Zeit damit verbracht habe. Und immer noch bei der gleichen Plattenfirma ist; allerdings sind die zuständigen Leute andere, er beschreibt sie nicht mehr als «Gegner», sondern als «Verbündete». Und weil er mittlerweile EPs herausbringt, die er einspielen kann, ohne Vorschüsse nehmen zu müssen (die Rechte sind bei ihm; die Partner kümmern sich um den Vertrieb plus die Vermarktung).

Den in der Branche üblichen Verteilschlüssel von beispielsweise 80 Prozent für das Unternehmen, 20 Prozent für den Songschreiber/Performer, nachdem die Ausgaben rückerstattet wurden, nehmen immer mehr Musiker nicht länger hin, nebenbei erwähnt. Stars wie Taylor Swift oder Kanye West bringen neue «eigene» Versionen ihrer Songs heraus, die von den altbekanntesten Aufnahmen kaum unterscheidbar sind. Und bieten diese ihren Hunderten Millionen von Followern in den sozialen Medien an, ohne Mittelsmänner mit klebrigen Fingern dazwischen.

Das Leben ist kein ruhiger Fluss, auch nicht ganz unten in Frankreich, wo die Rhone ins Mittelmeer fliesst, wie Eicher Aigues-Mortes, seinen Wohnort der letzten zwölf Jahre, beschreibt. Zurzeit sei er dran, sein Haus dort zu verkaufen. In den vergangenen paar Jahren verbrachte er viel Zeit in Bern – er wuchs in Münchenbuchsee, einem Vorort, auf –, um Mutter und Vater zu pflegen, beide sind unlängst gestorben.

Strenges Urteil über Macron

Er und seine Freundin, «Wir sind nicht verheiratet, dafür ist es noch zu früh – wir kennen uns erst seit 33 Jahren», das Paar hat einen 22-jährigen Sohn (Eicher hat ausserdem einen 36-jährigen aus einer früheren Beziehung), haben die Camargue verlassen nach dem ersten *confinement*, Lockdown auf Französisch. Dieser sei hart gewesen, sagt er. Über Emmanuel Macron, Frankreichs Präsidenten, urteilt er streng. Der Ton im Land sei herb, seiner vierjährigen Enkeltochter würde er sagen: «So sprichst du mir nie, denn so reden Menschen nicht miteinander», und das sei immerhin die Elite des Landes (stattdessen lese er ihr aus Schriften des Anarchisten Michail Bakunin vor oder zeige ihr «A Clockwork Orange», um den «jungen Geist zu verwirren»). Doch wenn er, Eicher, der Zärtlichkeit für Frankreich empfinde, Macrons Gegenkandidaten – Le Pen, Zemmour, Mélenchon, Pécresse... – anschau, dann sei das erschütternd. Seine Freundin und er kamen vorläufig bei einem Winzerfreund im Lavaux in der Waadt unter. Wie und wo es nun weitergehe, sei «völlig offen», sagt er.

Oder vielleicht auch nicht. Vergangenes Jahr bekam er den Schweizer Musikpreis und damit 100 000 Franken. Die Prämie gab er aus, Pardon, investierte er in ein Bühnenbild mit Namen «Floss der Unnutzen» (seine Erwiderung darauf, dass Künstler nicht für nützlich respektive systemrelevant eingeschätzt wurden); er beschäftigt acht bis zwölf Mitarbeiter, denen er während der auftrittsarmen Pandemiezeit wenig Lohn zahlen konnte. «Es war immer mein Traum, ein Theater zu haben», sagt er. «Jetzt habe ich eins, und wir reisen damit herum.» Das passt – seine Vorfahren waren Jenische, Fahrende.

Vorhersagen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen. Zwei sollen dennoch gemacht werden: Stephan Eicher, *forever young* im Kopf unter der Mähne, wird weiter Werke veröffentlichen, voraussichtlich im Juni bereits folgt die nächste musikalische Postkarte, die EP2. Und sollte er mal sein Gleichgewicht verlieren, weil er nicht mehr ganz so leicht unterwegs ist, dürfte er wieder auf die Füsse fallen.

Stephan Eicher: EP1 «Autour de ton cou», Universal Music

Drehtür ins Weisse Haus

Hunter Bidens engster Geschäftspartner, Eric Schwerin, ging im Epizentrum der Weltmacht ein und aus, wie neue Dokumente belegen. Er sortierte sogar die Finanzen von Joe Biden.

Urs Gehriger

Klipp und klar und voller Stolz bezeugt Hunter Biden, er habe ausländischen Partnern seines Handelsnetzwerks Zutritt zum innersten Machtzirkel der USA verschafft. «Ich habe jede einzelne Person, um die Sie mich je gebeten haben, ins Weisse Haus gebracht», schreibt er dem mexikanischen Tycoon Alemán Magnani im Februar 2016 in einer E-Mail über den abhörsicheren Bordfunk der «Air Force 2», in dem er mit Vater Joe durch die Welt düst (*Weltwoche* Nr. 15/22).

Nun hat die *New York Post* Dokumente entdeckt, die belegen, dass auch Hunter Bidens engster Geschäftspartner, Eric Schwerin, im Epizentrum der Macht ein und aus ging. Im Besuchsregister des Weissen Hauses sind mindestens neunzehn Besuche Schwerins ausgewiesen, darunter eine Audienz mit dem damaligen Vizepräsidenten Joe Biden.

«Ich habe nie mit meinem Sohn über seine Geschäfte im Ausland gesprochen», behauptet Joe Biden bis heute. Die häufigen Besuche Schwerins in der Herzkammer der US-Regierung sind weitere, klare Hinweise darauf, dass US-Präsident Biden nicht die Wahrheit spricht.

Intimer Zugang zum Biden-Clan

Eric Schwerin war Präsident der inzwischen aufgelösten Investmentgesellschaft Rosemont Seneca, die Hunter Biden 2009 gegründet hatte und über die zahlreiche der dubiosen Deals abgewickelt wurden, mit denen der Sohn des US-Vizepräsidenten Millionen scheffelte. Aus den Besuchsprotokollen geht hervor, dass Schwerin bei engen Mitarbeitern von Joe und Jill Biden

«Ich habe jede einzelne Person, um die Sie mich je gebeten haben, ins Weisse Haus gebracht.»

Audienz erhielt. Zahlreiche der Treffen fanden just in jener Phase statt, als Schwerin und Hunter Biden millionenschwere Geschäfte im Ausland, namentlich in China, abschlossen. So trifft Schwerin am 22. August 2011 Kellen

Suber, einen Assistenten von Vizepräsident Biden, im West Wing. Es gibt einiges zu diskutieren. Joe Biden ist eben von einem dreitägigen Besuch aus China zurückgekehrt, wo er unter anderem mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping konferierte.

Als Präsident von Rosemont Seneca zieht Schwerin nicht bloss wichtige Fäden der Firma in China, Russland oder der Ukraine. Schwe-



Gefüllte Schatulle: Joe und Hunter Biden.

rin hat intimen Zugang zu den persönlichen Finanzen des Vizepräsidenten. Zahlreiche E-Mails aus Hunter Bidens Laptop belegen, wie tief Schwerin in die Buchhaltung der Familie Biden involviert war, wobei private und geschäftliche Tätigkeiten nicht immer klar unterschieden wurden. So schickt Schwerin am 5. Juni 2010 eine Mail an Hunter Biden mit dem Betreff «JRB Rechnungen». Das Akronym steht für Joseph Robinette Biden, wie der heutige US-Präsident mit vollem Namen heisst. Von Hunter werde erwartet, dass er die hohen Rechnungen für die Wartung und Instandhaltung des palastartigen Anwesens seines Vaters am See in Wilmington, Delaware, bezahle.

Hunter beschwert sich darüber, dass er eine Art Geldsammler der Familie sei und gezwungen werde, die Hälfte seines Gehalts an

seinen Vater zu zahlen. Auf dem Laptop finden sich keine direkten Beweise für solche Überweisungen an Papa Joe. Doch Hunter zahlte aus seiner Schatulle, die er dank der Macht seines Vaters füllen konnte, regelmässig dessen Haushaltsrechnungen.

Und Schwerin war der Mann, der die Rechnungsbücher der Familie managte. Er erledigte «alles für Hunter, von der Regelung seiner Steuerangelegenheiten bis hin zur Deckung» von Checks, schreibt Miranda Devine im Buch «Laptop from Hell». Schwerin «kümmerte sich auch diskret um Joes finanzielle Angelegenheiten».

«Ein paar aufbauende Nachrichten»

Am 6. Juli 2010 schickt Eric Schwerin eine E-Mail an Hunter mit dem Betreff «JRB Future Memo». Er informiert ihn, dass er mit seinem Vater über persönliche Finanzangelegenheiten in Kontakt stehe und mit ihm darüber sprechen wolle, wie er nach dessen Ausscheiden aus dem politischen Amt Kapital schlagen könne. «Dein Vater hat mich gerade [wegen seiner Hypothek] angerufen ... Er könnte ein paar aufbauende Nachrichten über seine zukünftigen Verdienstmöglichkeiten gebrauchen.»

Bis dato schweigen die Medien in Europa beinahe flächendeckend über das Handelsnetzwerk des Biden-Clans (neben Sohn Hunter ist auch Joes Bruder Jim Biden beteiligt). Doch unter den Amerikanern wachsen die Sorgen über mögliche Folgen der nach Korruption miefenden Biden-Deals. Gemäss einer Umfrage der Trafalgar Group halten es zwei Drittel der Wähler für «wahrscheinlich», dass Präsident Biden «aufgrund der persönlichen Geschäftsbeziehungen der Familie Biden in China in einen Konflikt gerät beziehungsweise kompromittiert ist».

Forensische Expertenteams von *New York Times*, *Washington Post* und *Daily Mail* haben die Echtheit vieler Dokumente aus Hunter Bidens Laptop bezeugt. Die *Weltwoche* ist im Besitz einer Kopie des Laptop-Inhalts.
Dossier zum Thema: weltwoche.ch/daily/hunter-biden

Die Nachrichten der Depeschenagentur

Nachrichtenagenturen galten als Auslaufmodelle. Im Ukraine-Krieg feiern sie eine Wiedergeburt.



Ich kann mich noch gut an meine Gymnasialzeit erinnern. Um 12.30 Uhr sass die Familie am Mittagstisch. Der Vater schaltete das Radio ein. Von dort tönte es nun: «Sie hören die Nachrichten der Schweizerischen Depeschenagentur.»

Die Schweizerische Depeschenagentur, die SDA, hatte damals beim Landessender ein News-Monopol. Erst ab 1971 produzierte das Radio die Nachrichten in Eigenregie.

Und was, so fragen Sie sich nun, was hat diese gestrige Reminiszenz mit dem heutigen Krieg in der Ukraine zu tun?

Es geht um die Rolle der Nachrichtenagenturen im Mediengeschäft. Die Agenturen, die *news agencies*, sind seit bald zweihundert Jahren das klassische Rückgrat des täglichen News-Transports. Vor allem in Krisenzeiten waren sie jeweils unverzichtbar.

In der Ukraine sind derzeit alle grossen News-Agenturen mit grossen Teams vor Ort. Associated Press (AP) ist auf dem Schauplatz, Agence France Press (AFP) ist dort, ebenso die Deutsche Presseagentur (DPA), United Press International (UPI) und Reuters. Sie liefern Text, Fotos und Videos.

Manche Journalisten von Nachrichtenagenturen sind erfahrene Kriegsreporter. Vor der Ukraine waren sie in Kabul und Aleppo. Sie verstehen sich als kühle Chronisten: wie viele zerstörte Panzer, wie viel Territorialgewinn, wie viele tote Zivilisten?

Keine Schweizer Zeitungsredaktion, im Gegensatz etwa zu deutschen, britischen und amerikanischen Blättern, hat derzeit Korrespondenten in der Ukraine. Auch das Schwei-

zer Fernsehen traut sich nicht in die Nähe des Kampfgebietes im Donbass und um Mariupol. Seine Reporter liefern ihre Beiträge lieber aus der Schonzone an der Grenze zu Polen. Von dort ist man jeweils schnell zurück auf dem Flughafen von Krakau, wo auch die Swiss direkt hinfliegt.

All diese publizistischen Kriegstouristen, anders als die frontnahen Agenturjournalisten, liefern keine Fakten zum Kriegsgeschehen. Statt «Hard News» produzieren sie lieber eingängige Einfühlungsstücke, etwa über

Für die Sesselreporter zu Hause vor ihren Bildschirmen brauchte es eine Rückkoppelung vor Ort.

das Schicksal von Flüchtlingen. Der Krieg ist dann oft nur Staffage für stilistisch gefällige Features.

Was wirklich in der Ukraine passiert, wissen wir darum primär von den Nachrichtenagenturen. Die Gruppe des *Tages-Anzeigers* und die NZZ etwa, beide ohne eigene Leute in der Ukraine, stützen sich in Text und Bild auf AFP, DPA und Reuters. Das Schweizer Fernsehen bezieht sein Bildmaterial primär von den Agenturen AP und AFP.

Der Krieg in der Ukraine brachte eine Art Renaissance der News-Agenturen. Zuvor galten sie eher als Auslaufmodelle. Die Redaktionen glaubten, mit ihren Crawler-Suchmaschinen im Internet alle wichtigen Informationen direkt aufgreifen zu können. Blätter wie

die NZZ, *20 Minuten* und die Titel von CH Media kündigten deshalb den Dienst der Depeschenagentur auf.

Nun zeigte sich, dass der Verzicht auf Agenturen allenfalls in gutstrukturierten Umfeldern funktioniert. Die Information zur Bundesratssitzung oder zum Jahresabschluss der UBS lässt sich tatsächlich problemlos aus Internetquellen generieren.

In unstrukturierten Feldern wie der Ukraine-Krise funktionierte das nicht. Informationen aus Moskau und Kiew waren propagandistisch aufgeladen. Das riesige Info-Angebot in den Social Media, von Blogs bis Newsletters, war ebenfalls schwierig einzuschätzen. Zudem war vieles kyrillisch. Für die Sesselreporter zu Hause vor ihren Bildschirmen brauchte es eine Rückkoppelung vor Ort. Es brauchte die News-Agenturen.

Wir konnten in den letzten Wochen darum eine schöne Arbeitsteilung beobachten. Für die Realität waren die Nachrichtenagenturen zuständig. Für die Spekulation waren die Redaktionen zuständig.

Von den Front-Journalisten der Agenturen kamen die harten News und Fakten über Panzer, Vormärsche und Tote. Von den Salon-Journalisten zu Hause kamen die weichen Deutungen der Gemütszustände. «Ist Wladimir Putin verrückt?», titelte dann die *Aargauer Zeitung*. «Wie krank ist Putin?», titelte *20 Minuten*. «Ist Putin verrückt geworden?», titelte die NZZ.

Wollen wir das wissen? Nein. Wir wollen wissen, was los ist in der Ukraine. Das liefern uns die Agenturjournalisten.

St. Galler Saftladen

Am Bundesverwaltungsgericht betreibt Generalsekretärin Stephanie Rielle La Bella eine zweifelhafte Personalpolitik und dreiste Vetterliwirtschaft.

Christoph Mörgeli

Allenthalben herrscht Freude: Sie habe «Freude am Gestalten von Veränderungsprozessen», preist sich die Generalsekretärin des Bundesverwaltungsgerichts selber an. Auch hat die FDP-Frau mit dem klingenden Namen Stephanie Rielle La Bella «Freude am Arbeiten mit und für Menschen». Von dieser angeblich freudigen Arbeitseinstellung verspürte ihr Untergebener wenig, als sie dem fast 59-Jährigen am 8. Oktober 2020 eröffnete, sie werde ihn wegen nicht bestandener Probezeit entlassen. Sein Verhalten habe das «ganze Team» verunsichert und destabilisiert; das Vertrauen in seine Führungskompetenz sei erschüttert. Auch habe der Kadermann neue Ideen und Projekte entwickelt, statt sich an die Vorgaben der Generalsekretärin zu halten und das Tagesgeschäft sicherzustellen.

Der so Gerüffelte fiel aus allen Wolken, hatte ihm die Vorgesetzte doch bereits nach einem Monat, also noch während der Probezeit, die interimistische Leitung des gesamten Personalwesens des Bundesverwaltungsgerichts mit 440 Mitarbeitern anvertraut. Auch wurde der angeblich vom «Team» heftig kritisierte Mann häufig zum Mittagessen, in die Kaffeepausen und zu einer privaten Whatsapp-Plattform eingeladen. Dennoch setzte Generalsekretärin Stephanie Rielle La Bella ihren Personalverantwortlichen am 30. Oktober 2020 mit siebentägiger Kündigungsfrist abrupt vor die Tür.

Keinerlei Mitverschulden

Der Entlassene wehrte sich mit einer Beschwerde beim Bundesstrafgericht, das für die Beurteilung von Personalstreitigkeiten des Bundesverwaltungsgerichts zuständig ist. Dessen Beschwerdekammer fällt am 6. Dezember 2021 ein Urteil, das für die Generalsekretärin des Bundesverwaltungsgerichts katastrophal



Alles ohne krumme Touren: Juristin Rielle La Bella.

ausfiel. Ihr fachliches Totalversagen in diesem Fall hat auch Konsequenzen für die Steuerzahler, musste doch das Bundesverwaltungsgericht dem Beschwerdeführer innert zehn Tagen 82 847 Franken netto auszahlen. Die zuständigen Richter zerpflückten die Entlassung

Ihr fachliches Totalversagen in diesem Fall hat auch Konsequenzen für die Steuerzahler.

nach allen Regeln der Kunst: Nicht ein einziger Punkt entlastete nach ihrem Urteil Stephanie Rielle La Bella.

Sie konnte trotz Beweispflicht keinerlei Unterlagen zum Stellenprofil des Entlassenen vorlegen. Es bestehen keine Gesprächs- oder Aktennotizen, die belegen würden, dass sich der Beschwerdeführer nicht an die Instruktionen der Generalsekretärin gehalten hätte. Auch die

täglich geführten Gespräche oder die angeblichen Vorwürfe der HR-Mitarbeiterinnen sind nicht dokumentiert. Es sei zudem nicht aktenkundig, dass Generalsekretärin Rielle La Bella ihren Untergebenen mit konkreten Vorwürfen konfrontiert hat. Sie konnte die vorgebrachten Gründe für die Entlassung schlicht nicht nachweisen. Es lägen, so das Bundesstrafgericht, keine Belege vor, dass der Beschwerdeführer dem Stellenprofil nicht entsprochen hätte und dass das nötige Vertrauensverhältnis nicht habe aufgebaut werden können: «Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die Beschwerde als begründet erweist. Die Verfügung ist aufgrund mangelnder sachlich hinreichender Gründe aufzuheben.»

Wo blieb die Aufsicht?

Die «Persönlichkeitsverletzung» des Beschwerdeführers sei «als erheblich einzustufen». Scharf rügte die

Beschwerdekammer des Bundesstrafgerichts auch, dass dem Entlassenen nach nur einem Monat die Gesamtverantwortung über das Personal des grössten Schweizer Gerichts aufgebürdet worden war – und dies erst noch in einer «anspruchsvollen Situation und mit diversen Ausfällen von Mitarbeitenden». Umso stossender sei der Umstand, dass die Eröffnung der Kündigung den Untergebenen gänzlich unvorbereitet traf. Dass er von den gegen ihn erhobenen Vorwürfen keine Kenntnis erhalten hatte und diese jedenfalls nicht aktenkundig seien, wirke sich «entschädigungserhöhend» aus, genau wie das Alter von 59 Jahren mit den bekannten Schwierigkeiten, nochmals eine Stelle zu finden. Insgesamt sei ein Mitverschulden des Beschwerdeführers in keiner Hinsicht gegeben.

Das niederschmetternde Urteil wirft Fragen auf. Was tat eigentlich die mit der Aufsicht über die Generalsekretärin beauftragte Verwaltungs-

kommission des Bundesverwaltungsgerichts im Herbst 2020? Warum hat nicht Generalsekretärin Rielle La Bella oder ihr Stellvertreter die Leitung des Personalwesens übernommen, sondern entgegen der gesetzlichen Fürsorgepflicht ein Neuling nach nur einem Monat und ohne Einarbeitung? Warum hat ausgerechnet das Bundesverwaltungsgericht, in dem personalrechtliche Beschwerdeverfahren behandelt werden, in einer Personalfrage dermassen versagt?

Die zuständigen Richter zerpflückten die Entlassung nach allen Regeln der Kunst.

Wurde überhaupt je geprüft, den älteren Arbeitnehmer intern in einer anderen Funktion einzusetzen? Auch hätten einige Teammitglieder gemäss Rechtfertigung des St. Galler Gerichts «ihre Kündigung angedroht für den Fall, dass sie weiterhin mit dem Beschwerdeführer hätten zusammenarbeiten müssen». Lässt sich das Bundesverwaltungsgericht neuerdings durch Kündigungsandrohungen von Mitarbeitern manipulieren und gar nötigen?

Ganz offensichtlich hat das Bundesverwaltungsgericht ein Problem mit der korrekten Beschaffung, Auswertung, Aufbewahrung und Weiterleitung von Personaldokumenten. Und ebenso offensichtlich musste Generalsekretärin Stephanie Rielle La Bella sämtliche Vorwürfe gegen die von ihr entlassene Kaderperson aus dem Gedächtnis reproduzieren. Es scheint den Gepflogenheiten des Bundesverwaltungsgerichts zu entsprechen, im Falle eines Personalkonflikts Vorwürfe zu sammeln, nicht oder nicht korrekt zu dokumentieren und sie einem Mitarbeiter erst in einer Art Sammelabrechnung zu präsentieren. Die für die Kontrolle zuständige Verwaltungskommission hat das Kündigungsverfahren offenbar nicht kompetent begleitet und die Kaderperson nicht angehört, was zu einer erheblichen Persönlichkeitsverletzung eines älteren Arbeitnehmers geführt hat. Ob ihr ruppiger Umgang mit einem Mitarbeiter für die Generalsekretärin personalrechtliche Konsequenzen hat, ist unbekannt.

Verwandte und Bekannte

Die an der Universität Mannheim ausgebildete Juristin Rielle La Bella wurde nachweislich per 1. November 2016 zur Generalsekretärin des Bundesverwaltungsgerichtes ernannt; selber gibt sie allerdings in einem persönlichen Profil den März 2015 als Beginn dieser Funktion an. Ihr Ehemann ist Marco La Bella, der die La Bella Consulting GmbH in Wallisellen führt. Seine Frau fungiert dort gemäss Handelsregister als Gesellschafterin und sass bis 2021 auch im Verwaltungsrat der Spital Bülach AG. Angesichts der Situation im Generalsekretariat und im Personalbereich des Bundesverwaltungs-

gerichts erstaunt, dass Rielle La Bella Zeit für solche Nebenbeschäftigungen findet.

Der Leiter Stab in ihrem Generalsekretariat heisst David Schneeberger. Dessen Ehefrau wiederum ist Gicella Schneeberger, die der Bibliothek des Bundesverwaltungsgerichts vorsteht. David Schneeberger hat auch einen Bruder namens Dominik Schneeberger. Nachdem am 12. November 2021 im Intranet die Fusion der zentralen Kanzlei mit dem Scancenter des Bundesverwaltungsgerichts per 1. Dezember bekanntgegeben worden war, wurde Dominik Schneeberger Leiter dieser neuen Organisationseinheit. Für diese Stelle wurde von der Generalsekretärin keine interne Ausschreibung vorgenommen. Das Fehlen dieser Ausschreibung führte zu einem anonymen Schreiben an das Bundesgericht und an die parlamentarische Geschäftsprüfungskommission. Nachträglich wurde in einer Intranet-Mitteilung einfach behauptet, die Zeit habe wegen der Fortsetzung der Digitalisierungsprojekte gedrängt. Gerichtsintern munkelt man allerdings, Generalsekretärin Rielle La Bella habe dermassen aufs Tempo gedrückt, damit Marianne Ryter (SP) als Präsidentin des Bundesverwaltungsgerichts und gute Freundin der Generalsekretärin die Personalie Dominik Schneeberger noch habe absegnen können, bevor sie per 2022 ihre neue Stelle am Bundesgericht in Lausanne antrat.

Übrigens amtiert der Ehemann von Stephanie Rielle La Bella auch als Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsident der privaten Unabhängigen Ombudsstelle Schweiz AG mit Sitz an der Zürcher Bahnhofstrasse. Gemäss Handelsregister wirkt in deren Verwaltungsrat niemand Geringerer als David Schneeberger, seinerseits am Bundesverwaltungsgericht Stabsleiter von Generalsekretärin Rielle La Bella. Selbstverständlich empfinden die Beteiligten dies alles nicht als Vetternwirtschaft. Angeblich läuft in St. Gallen alles ohne krumme Touren. Das Bundesverwaltungsgericht hat die Fragen der *Weltwoche* bis zum Redaktionsschluss nicht beantwortet.



INSIDE WASHINGTON

Im totalen Chaos ertrinken

Vor rund drei Jahren schloss sich Specialist Bishop Evans der Texas Army National Guard an, um seine Mitbürgerinnen und Mitbürger zu beschützen und die Grenze verteidigen. Am Freitagmorgen letzter Woche verschwand der 22-Jährige Texaner in den Wassern des Rio Grande, als er versuchte, eine Gruppe illegaler Einwanderer zu retten, die gegen die heimtückischen Strömungen des Flusses ankämpfte.

Drei Tage lang suchten Rettungsmannschaften die Gegend um den Eagle Pass ab, die bekannt dafür ist, dass hier das Flussbett abrupt um zweieinhalb Meter absacken kann. Laut dem örtlichen Sheriff werden dort wöchentlich bis zu zwei Leichen von Migranten an den Flussufern gefunden. Am Montag wurde Evans' Leiche endlich geborgen. Mitglieder der National Guard trugen den jungen Helden auf einer mit der Flagge bedeckten Bahre, während seine Kameraden zum feierlichen Gruss salutierten.

Das Texas Military Department berichtet, dass zwei der illegalen Einwanderer, die zu retten Evans ins Wasser sprang, jetzt in Haft sind wegen des Verdachts auf «illegalen grenzüberschreitenden Drogenhandel». Zoll- und Grenzbehörden berichten, letzten Monat habe es so viele illegale Grenzübertritte in die USA gegeben wie noch nie in den letzten 22 Jahren, nämlich 221 303.

Der anhaltenden Migrations-Krise zum Trotz will die Biden-Regierung die Covid-Notstandsgesetze aufheben, die die Einwanderung einschränkten und so eine noch grössere Flut verhindert haben. Brandon Judd, Präsident des National Border Patrol Council, sagte ABC News, er rechne mit einem «totalen Chaos». Die ohnehin seit Bidens Amtsantritt bedrängte Grenze gegen die drohende Sintflut zu sichern, sei «unmöglich».

Amy Holmes

Schwaches Russland, starke Türkei

Ein Sieger des Ukraine-Krieges steht schon fest: die Türkei.
Sie wird ihren Einfluss in der Region weiter ausbauen können.

Wolfgang Koydl

Wie nennt man es, wenn ein Staat über einen kleineren Nachbarn mit Bomben, Hubschraubern, Raketen und Truppen herfällt? Nun, es kommt darauf an, wie er zum Westen steht. Ist es ein Feind wie Russland, nennt man es einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg. Ist es ein Partner wie die Türkei, ist es eine Militäroperation.

Ankara bombardiert regelmässig echte oder vermeintliche Stützpunkte kurdischer Kämpfer in Syrien und im Irak. Im Norden Syriens hält die Türkei zudem einen Sicherheitsstreifen besetzt, der zunehmend türkisiert wird. In Brüssel und Berlin rief dies früher zumindest verhaltene Kritik hervor, doch zur jüngsten Operation im Nordirak ist nur verlegenes Schweigen zu vernehmen. Sonst müsste man den Angriff ebenso verurteilen wie den russischen Überfall.

Moskaus Rivale

Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan hat die Gunst der Stunde genutzt, um im Schatten des Ukraine-Krieges kurzfristig eigene Interessen voranzutreiben. Doch auch mittel- und langfristig wird die Türkei politisch und militärisch profitieren. Sie ist neben den Vereinigten Staaten ein Gewinner des Krieges in der Ukraine – nach einer einfachen Formel: Schwaches Russland, starke Türkei.

Denn dass Moskau geschwächt aus dem Krieg hervorgehen wird – unabhängig von seinem Ausgang –, steht für die meisten Beobachter ausser Zweifel. Wahrscheinlich wird Russland zu dem werden, als das es US-Präsident Barack Obama einst herablassend bezeichnet hatte: eine Regionalmacht.

Für die einstige Super- und Noch-immer-Atomkraft war diese Aussage eine demütigende Beleidigung. Für die Türkei hingegen ist die Bezeichnung Regionalmacht ein Kompliment – vor allem, wenn man sieht, wie gross die Region ist, in der Ankaras Wort von Jahr zu Jahr mehr zählt: Im Westen grenzt sie an die Europäische Union, im Norden an Russland, im Osten an China und im Süden

an den Nahen Osten. Überall haben die Türken ihren Einfluss ausgebaut – diplomatisch, wirtschaftlich, politisch, militärisch: von Bosnien-Herzegowina bis Xinjiang, von Aserbaidschan bis Libyen.



Ankara als Garantiemacht: Präsident Erdogan.

Fast überall ist Moskau Ankaras Rivale – wie seit Jahrhunderten. Immer wieder gerieten die beiden Nachbarn aneinander, auf dem Balkan, auf der Krim, im Kaukasus oder bei den turkstämmigen Völkern Usbekistans, Turkmenis-

Feindseligkeit und gegenseitiger Respekt hielten sich bei Erdogan und Putin meist die Waage.

tans oder Kasachstans. Mit Bosphorus und Dardanellen kontrolliert die Türkei zudem Russlands Zugang zum Schwarzen Meer. Jetzt hat Ankara auch noch den Luftraum für russische Kampfflugzeuge auf dem Weg nach Syrien gesperrt. Die Tatsache, dass die Türkei dies wagt, zeigt, dass man die schwache militärische Leistung Russlands in der Ukraine genau beobachtet.

Feindseligkeit und gegenseitiger Respekt hielten sich meist die Waage. Nirgends war

das deutlicher als im Verhältnis von Präsident Erdogan und Kremlchef Wladimir Putin. Es war eine schwierige Männerfreundschaft, bei der sich die Beteiligten manchmal prügeln, manchmal um dieselbe Braut buhlen und manchmal etwas gemeinsam unternehmen. So kaufte Ankara ein russisches Luftabwehrsystem, als die USA ihre Patriot-Raketen verweigerten. Andererseits rüstete die Türkei Moskaus Gegner in Aserbaidschan, in Libyen und in der Ukraine mit tödlichen Drohnen des Eigenbaus Bayraktar aus.

Lob vom Kreml

Vertrauen entsteht so zwar nicht, aber Respekt. So kündigte der türkische Aussenminister Mevlüt Cavusoglu trotz des Krieges weitere Waffenkäufe in Russland an. Kremlsprecher Dmitri Peskow revanchierte sich mit dickem Lob: Die Türkei sei der «souveränste» aller Nato-Staaten, Präsident Erdogan ein «grosser und mächtiger Führer».

Was nicht bedeutet, dass die Türkei ihren Partnern traut. Tiefes Misstrauen prägt die Beziehungen sowohl zu den USA als auch zur Europäischen Union. In der Nato stellt das Land die zweitstärkste Armee, aber nur 20 Prozent der Türken trauen dem Bündnis. Türken vertrauen traditionell nur sich selbst; unter Erdogan mehr als unter seinen Vorgängern.

Das erklärt auch Ankaras Reaktion auf den russischen Einmarsch in die Ukraine. Er wurde zwar verurteilt, aber an den Sanktionen beteiligte man sich nicht. Die Türkei bezieht 62 Prozent ihres Energiebedarfs aus Russland. Das Gas fliesst weiter. Ein Ersatz durch andere Lieferanten wird nicht überlegt.

Im selben Mass, in dem Russlands Einfluss in der Region schwinden wird, wird die Macht der Türkei zunehmen. Übrigens auch in der Ukraine, mit der ein Abkommen über militärische Zusammenarbeit besteht. Kiew wünscht sich Ankara zudem als Garantiemacht, und auch als Vermittler zwischen den Feinden steht man bereit.

Feiglinge und Mitläufer

Deutschlands Eliten verschliessen die Augen vor dem muslimischen Antisemitismus.



Es ist mal wieder so weit. Drei Monate nach den routinierten Lippenbekenntnissen deutscher Politiker anlässlich des Holocaust-Gedenktages werden auf deutschen Strassen wieder antisemitische Parolen geschrien. Vor allem in Berlin und Hannover konnten muslimische Antisemiten ungestört auf sogenannten «Free Palestine»-Demonstrationen wüten. Nicht einmal Angriffe auf Polizei und Pressevertreter sorgten für eine Auflösung der Versammlungen.

Die Bilder zeigen, dass der postulierte Anspruch des «Nie wieder» gerade für jene keinerlei Wert hat, die ihn stets so inbrünstig formulieren. Ein Land, dessen Eliten es aus Angst vor Islamophobie-Vorwürfen zulassen, dass achtzig Jahre nach dem industriell organisierten Massenmord an sechs Millionen Juden wieder «Drecksjuden»-Rufe auf deutschen Strassen zu vernehmen sind, hat nichts aus seiner Vergangenheit gelernt. Solche Eliten pflegen immer noch dieselbe Giftmischung aus Feigheit und Zeitgeist-Mitläufertum, die auch die Verbrechen der Nazis erst möglich machte.

Ob nun das Schweigen von Bundeskanzler Olaf Scholz schlimmer ist oder die wohlfeilen Sonntagsreden und inhaltslosen Allgemeinplätze anderer Politiker, Journalisten und öffentlicher Intellektueller, mögen andere entscheiden. Klar ist für mich: All diese angeblichen Antirassisten in den Kabinetten und Redaktionen haben nicht vor, dem grassierenden muslimischen Antisemitismus in Deutschland entgegenzutreten.

Innenministerin Nancy Faeser steht stellvertretend für die scheinheilige Politik unserer

Tage. «Für Judenfeindlichkeit gibt es in unserer Gesellschaft keinen Platz», schrieb sie auf Twitter, «egal, von wo und wem.» Eine Formulierung, von der jeder weiss, dass Faeser sie nicht gewählt hätte, wenn die Täter deutsche Rechtsextremisten und keine Muslime gewesen wären.

Wegen Leuten wie Faeser hat der Antisemitismus in unserer Gesellschaft eben doch seinen Platz: in Berlin, in Gelsenkirchen und

Am Ende müssen wir uns entscheiden, für wen wir eintreten. Wer bleiben darf und wer gehen muss.

andernorts, wo der islamistische Mob schon letztes Jahr brüllte und hetzte, nachdem sich Israel gegen die palästinensischen Angriffe verteidigt hatte. Selbst bei vielbeachteten Preisverleihungen «gegen Rassismus» hat Antisemitismus seinen Platz, so in Hanau, wo Innenministerin Faeser einen Preis entgegannahm – neben Islamisten und Antisemiten.

Als «Verantwortung, die bleibt» bezeichnete Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier das Gedenken an den Holocaust. Eine Verantwortung, die ich als junge deutsche Frau immer gerne angenommen habe. Nicht, weil ich mich schuldig für die Verbrechen der Generation meiner Grosseltern fühle, sondern, weil es mein Anspruch ist, dass meine jüdischen Mitbürger zumindest in der Gegenwart und in Zukunft einen sicheren Platz in diesem Land haben.

Leider muss ich feststellen, dass die Erfüllung dieses Anspruchs durch das Schweigen und die Ignoranz führender Politiker und anderer Personen des öffentlichen Lebens torpediert wird, zum Beispiel durch die weitere Unterstützung einer unkontrollierten Migration Hunderttausender Menschen, die den Antisemitismus in ihren muslimischen Heimatländern schon mit der Muttermilch aufgesaugt haben.

Der deutsche Modedesigner Karl Lagerfeld sagte vor einigen Jahren: «Selbst wenn Jahrzehnte dazwischenliegen, kann man nicht Millionen Juden töten und später dann Millionen ihrer schlimmsten Feinde holen.» Dass er für diesen wahren Satz einen Shitstorm erntete, offenbart das ganze Problem.

In einem Land, in dem nicht ausgesprochen werden darf, von wem der Antisemitismus grösstenteils ausgeht, kann niemand ernsthaft behaupten, der Antisemitismus werde bekämpft. Leider sind wir bereit, unsere jüdischen Mitbürger zu verraten, nur um Muslime nicht mit einer unbequemen Wahrheit konfrontieren zu müssen: dass sie ein gewaltiges Rassismusproblem in ihren Reihen haben.

Die massenhafte Flucht jüdischer Menschen aus Frankreich zeigt, wohin auch hier die Reise gehen wird, getrieben durch die Zuwanderung aus muslimischen Ländern. Am Ende müssen wir uns entscheiden, für wen wir eintreten. Wer bleiben darf und wer gehen muss. Und ob wir uns nur an antisemitische Verbrechen erinnern oder solche auch in der Gegenwart bekämpfen wollen.

Wappentier der Urschweiz

In der Stadt Zürich soll die Haltung von Kühen aus Klimaschutzgründen verboten werden. Dabei blühte die hiesige Viehzucht erst dank der Erderwärmung im Mittelalter auf.

Pirmin Meier

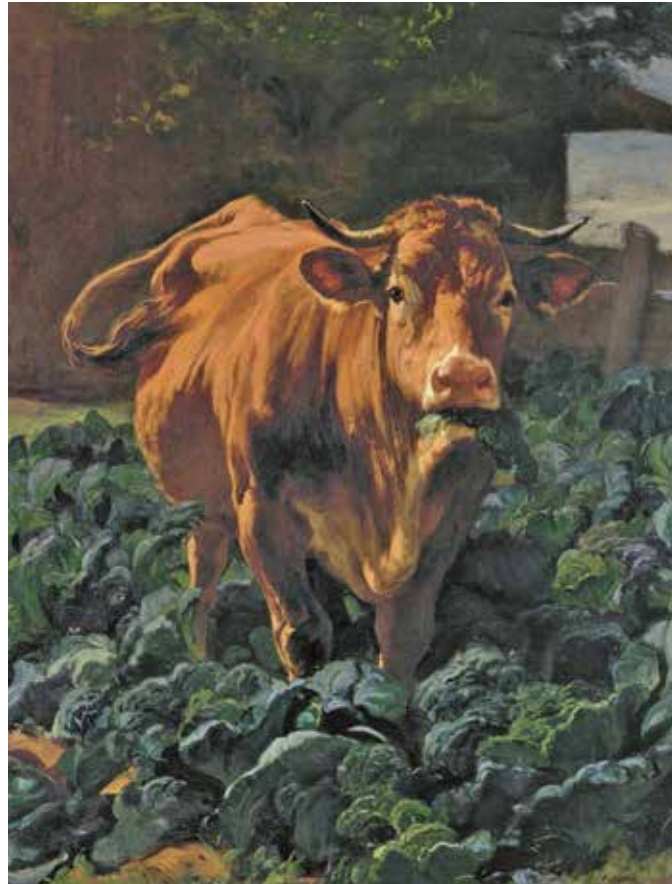
Für die Schweiz als Land der Freiheit bildet weder Bär noch Adler, sondern die Kuh das repräsentative Tier. In Schillers «Tell» ist sie weit mehr als ein «schmuckes Vieh». Kuoni, «der Hirte mit dem Melknopf», und Seppi, sein «Handbube», wollen sich ihrer edelsten Kostbarkeit versichern: «Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen», mahnt Kuoni (Konrad) seinen Buben. Die Antwort wurde zur geflügelten Sentenz: «Die braune Liesel kenn ich am Geläut.»

Die wunderbare Stelle beglückt als Idylle ebenso wie sie bei den Details den kritischen Historiker nervt. So hat der schwäbische Protestant Schiller keine Ahnung von traditionellen Schweizer Kuhnamen. Liesel, nach der heiligen Elisabeth von Thüringen, der nach der Muttergottes einst populärsten Heiligen im Reich, Gross tante der bei Schiller ebenfalls vorkommenden «im Blut waten den» Königin Agnes, wäre damals als Name einer Kuh so wenig in Frage gekommen wie der des Erzengels Michael für einen Zuchtstier.

Abnabelung vom Deutschen Reich

Die vom Luzerner Joseph Eutyck Kopp (1793–1866) begründete historisch-kritische Erforschung der Schweizer Gründungsgeschichte belegt «Bluomi» und «Bruni» als älteste Kuhnamen, womit die individuelle Kostbarkeit des Weideviehs anschaulich gemacht wird. Im Bernbiet ist «Blösch» – in neuerer Literatur Titel eines Kuh-Romans von Beat Sterchi – sowie «Blüem» früh belegt. Für Stiere und Ochsen kamen «Falb» und «Ammer» in Betracht.

Die Stiermaske ging als «Uristier» ins Kantonswappen ein. Auch das furchterregend zur Schlacht rufende Harsthorn hiess so. In



«Die braune Liesel kenn ich am Geläut»: Rudolf Kollers «Kuh im Krautgarten» (1857).

Unterwalden zur Zeit von Bruder Klaus wurde das Blasinstrument «Nidwaldner Kuh» genannt. Luzerns Chronist Diebold Schilling charakterisiert die «grusenlychen Harschhörner, die so erschallen, dass die Feinde im Feld einen gewaltigen Schrecken erleiden».

Damit ist der Hintergrund der Viehwirtschaft in der Frühzeit der Eidgenossenschaft angedeutet, auch im Zusammenhang mit der Abnabelung vom Deutschen Reich. Dass es im Vorfeld, dem Schwabenkrieg (1499), zu Streitigkeiten mit frührassistischen Beleidigungen um «Kuhschweizer» kam – untermalt mit Muh-Rufen! –, unterstreicht nur, welche enge, im bösesten Fall sexuelle Beziehung man den Schwei-

zern zu ihren Kühen unterstellte. Dies illustriert der berühmte Fehdezug nach Konstanz wegen Beschimpfung der Schweizer um eine als «Kuhplappart» verhöhte Münze.

Käserverschwörung auf dem Rütli

Jenseits von Tell und Winkelried gilt: Die segensreiche mittelalterliche Klimaerwärmung bei einer Baumgrenze weit höher als heute bewirkte eine von Klöstern und Stiften kultivierte Landwirtschaftsrevolution. Diese erhielten ab 1173 (Urkunde von Kaiser Friedrich Barbarossa für das Stift Beromünster) bedeutende Privilegien. Von der Zucht des Schweizer Braunviehs in Einsiedeln profitierten auch die freien Bauern von Schwyz, was mit zum bekannten Marchenstreit und zu der nicht als Krieg zu bezeichnenden habsburgischen militärischen Sonderaktion im Raum Morgarten führte.

Im Rahmen des Klimawandels von kalt zu warm (und dann wieder kälter) passte sich die Landwirtschaft entsprechend an. Ab dem 13. Jahrhundert kam in Glarus und auch in der Zentralschweiz sowie im Wallis und im Greyerzerland die Käseproduktion zum Erblühen; weswegen es sich der in Ernährungsgeschichte kompeten-

te Recherchier-Journalist Al Imfeld (1935–2017) nicht ganz ohne Grund herausnahm, die Rütli-Geschichte als eine «Käserverschwörung» zu interpretieren.

Für diese gilt: Am Anfang war die Kuh. Diese war auch elementare Begleiterin der für unsere ältere Landesgeschichte grundlegenden Walserwanderungen. Die Walser prägten nicht nur die Freiheitstraditionen Graubündens, auch das Urserental und die Gotthard-Erschliessung. Ein lehrreiches frühes Dokument ist die Einung der Eginenalp durch Alpgenossen im Wallis vom 23. Oktober 1240. Derlei Abmachungen prägten das Gemeindeleben der Walser dann auch in ihren weiteren Hochsiedlungen im Berner

Oberland, dem von Erich Langjahr faszinierend geschilderten Safiental (in seinem soeben in die Kinos gelangten Film «Paracelsus – Ein Landschaftsessay») sowie ganz wesentlich im Gottshardgebiet.

Die Kühe der alten Eidgenossen, zum Beispiel das von Hans Stadler-Planzer in seiner Geschichte des Landes Uri (2015) geschilderte trittsichere Urner Hornvieh, waren indes wesentlich kleiner und leichter als die heute gealpten Tiere. Typisch für die Walser in höheren Lagen war, dass sie – im Gegensatz zu den Leibeigenen, die oftmals die Talgründe bewirtschafteten – auf demokratische Freiheiten Wert legten, auch auf Steuervergünstigungen bis hin zu Steuerfreiheit, und zwar als Kompensation für die auf den kargen Alpen zu erbringenden Pionierleistungen.

Für die Vieh- und Käsegeschichte der älteren Eidgenossenschaft muss man sich indes eines klarmachen: Im Vordergrund von Rechtskonflikten, die in Gewalt ausarten konnten, stand vielfach weniger der Konflikt der freien Bauern mit Habsburg, sondern Rechtsstreitigkeiten mit Klöstern, die freilich unter dem Schutz der Krone standen. Im Kanton Obwalden unweit Glauenberg gibt es den Flur-

Die Kuh war auch Begleiterin der für unsere Geschichte grundlegenden Walserwanderungen.

namen «Schlacht». Damit war mutmasslich, im Rahmen eines Streites um umstrittene Weiderechte, das Schlachten von Vieh gemeint, wohl im gewaltsamen Austrag des für Klaus von Flüe wichtigen «Zaunrechtes», worüber Hans Schriber, der Verfasser des «Weissen Buches von Sarnen», als Obwaldner Landschreiber bemerkenswerte Urkunden niedergeschrieben hat.

Nahrungslieferantin und Zugtier

Die Schweizer Alpen wurden zweimal durch eine tiefgreifende Wirtschaftsrevolution erschüttert: im Hochmittelalter, als zur Sömmerung Massen von Vieh auf die Berge getrieben wurden, und in der Neuzeit, als die Briten bei uns den «Touristen» erfanden (das Wort geht 1839 in ein deutsches Wörterbuch ein).

Die für die Schweizer Geschichte und Kultur prägende Kuh war den Einheimischen ursprünglich in dreifacher Weise dienstbar: als Spenderin der Milch, zumal für Butter und Käse, als Fleischlieferantin und nicht zuletzt, wie auch die in Obwalden nur mit vögllicher Bewilligung haltbaren Ochsen, als Zugtier.

Pirmin Meier ist Historiker und Schriftsteller. Sein Buch «Ich Bruder Klaus von Flüe – Eine Geschichte aus der inneren Schweiz» gilt als Standardwerk über den Schweizer Nationalheiligen.

Pfisters abenteuerliche Idee

Die Mitte-Partei will nun Kriegsgerät in die Ukraine schicken – nachdem sie mithalf, strengere Exportregeln durchzusetzen.

Marcel Odermatt

Mitte-Chef Gerhard Pfister will Schweizer Kriegsgerät in die Ukraine liefern. Er reagiert damit auf einen Entscheid des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco). Die Beamten von SVP-Bundesrat Guy Parmelin hatten Gesuche von Deutschland um Weitergabe von Schweizer Munition in die Ukraine abgelehnt.

Die Anfrage sei mit «Verweis auf die Schweizer Neutralität und die zwingenden Ablehnungskriterien der Kriegsmaterialgesetzgebung abschlägig beantwortet worden», sagte ein Seco-Sprecher zur *Sonntagszeitung*.

Was wäre im Fall eines Atomkriegs?

In der Mitte-Partei stösst Pfisters abenteuerliche Idee auf breite Zustimmung. Fraktionschef Philipp Bregy sagt: «Ich unterstütze die Position unseres Parteipräsidenten. Nach meiner Lesart gibt Artikel 184 Absatz 3 der Bundesverfassung dem Bundesrat eben genau diese Möglichkeit. Es handelt sich daher um einen politischen Entscheid des Bundesrats.»

Der erwähnte Verfassungstext besagt, dass der Bundesrat Verordnungen und Verfügungen erlassen kann, «wenn die Wahrung der Interessen des Landes es erfordert». Was Rechtsanwalt Bregy unerwähnt lässt: Artikel 185 Absatz 1 beauftragt die Exekutive, «Massnahmen zur Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz» zu treffen.

Gerade eben hat Russlands Aussenminister auf die Gefahr eines Atomkriegs hingewiesen. Was würde passieren, wenn Russland in der Ukraine auf Kriegsmaterial mit Schweizerkreuz stossen würde? Würde die Schweiz dann zum Ziel allfälliger russischer Angriffe, sollte sich der Krieg ausweiten? Kann Pfister das ausschliessen?

Bern

Ironischerweise unterstützte die Mitte-Partei zuletzt das Ansinnen, die Regeln für die Ausfuhr von Schweizer Kriegsgerät strenger zu gestalten. Zu den treibenden Kräften gehörte Nationalrat Martin Landolt. Heute möchte auch er, dass Schweizer Munition im Ukraine-Konflikt zum Einsatz kommt.

Landolt: «Ich unterstütze die Forderung von Gerhard Pfister voll und ganz. Indirekte Lieferungen, zum Beispiel via Deutschland, sind aus meiner Sicht auch gemäss dem revidierten Gesetz möglich. Zudem besteht dort eine Ausnahmeregelung, die der Bundesrat bei ausserordentlichen Umständen geltend machen könnte. Es braucht nur etwas Mut!»

Zur Ehrenrettung der Mitte-Partei sei erwähnt, dass es da auch kritische Stimmen gibt. Der Schwyzer Nationalrat und Sicherheits-

politiker Alois Gmür etwa sagt: «Unser Parteipräsident liegt hier falsch. Die Ukraine ist ein kriegführendes Land, in das keine Waffen aus der Schweiz geliefert werden dürfen.»

Pazifisten und Waffen

Der schreckliche Krieg in Osteuropa dauert schon zwei Monate. Der Beitrag der Schweizer Politik besteht bis jetzt darin, dass sich die Mitte-Partei über das Neutralitätsrecht hinwegsetzen und Waffen in die Ukraine schicken will. Die FDP will die

Bürger währenddessen glauben machen, dass die Schweiz sicherer wäre und die Nato stärker, wenn unser Land am Verteidigungsbündnis andockt. Auch die SP betont, dass sie eine Annäherung «nicht ausschliesst». Und die grünen Pazifisten heissen es gut, dass der Westen die Ukraine mit Waffen überhäuft.

Mit seinen jüngsten Forderungen liegt Pfister also durchaus im Mainstream im Bundeshaus. Die Schweizer Politik hat ihren Kompass verloren – hoffentlich nicht für immer.



Kompass verloren: Mitte-Präsident Pfister.

Gefährliche Liebe

Das Showbusiness zieht attraktive und labile Menschen an. Man muss ihre vergifteten Beziehungen einfach lieben.

Julie Burchill

Das romantische Konzept von dem oder der Einzigsten hat mich immer belustigt: Es sind oft die Leute, die Partner wie Klopapier verschleissen, die dieser Vorstellung anhängen. Unromantische Menschen sagen sich: «Na ja, diesen hier mag ich recht gern, und perfekt ist eh keiner, und wenn ich einen anderen nehme, werden wir früher oder später auch wieder Probleme haben, denn schliesslich bringen wir alle immer unseren Ballast mit.» Die Romantiker aber sagen bei der ersten Hürde: «Oh, nein, es ist nicht perfekt! Ich muss einen Neuen finden und von vorn anfangen.» Und nochmals von vorn und nochmals von vorn ...

Peter Ustinov sagte über Freunde: «Es sind nicht unbedingt die Menschen, die man am liebsten mag. Sie sind einfach als Erste da gewesen.» Und das gilt in Liebesdingen erst recht. Es geht weniger um den Einzigsten oder die Einzige als um die Warteschlange: Im Lauf der Jahre arbeitet man sich durch alle durch, die man attraktiv findet, und bleibt zum Schluss bei dem, den zu verlassen man nicht mehr die Energie hat. Das hört sich vielleicht krass an, doch paradoxerweise führt solcher Pragmatismus eher zu häuslicher Zufriedenheit.

Zwölf Dosen Katzenfutter

Theorie und Praxis des oder der Einzigsten haben aber auch einen finsternen oder bescheuerten Aspekt. Es gibt tatsächlich Paare, auf die der Satz aus dem Tom-Cruise-Film «Jerry Maguire» zutrifft: «Du machst mich vollständig» – meiner Meinung nach eine extrem bedürftige und unattraktive Sicht der Dinge: Wer möchte schon einen halben Menschen lieben? –, aber sie tun dies auf eine Art und Weise, die ganz bestimmt nicht zum erhofften Happy End führt. Vielleicht glauben solche Leute an die absurde Theorie, die der Komödiendichter Aristophanes in Platons «Symposion» aufstellt: dass die Menschen ursprünglich über beiderlei Geschlechtsorgane verfügten, zwei Gesichter, vier Hände, vier Beine. Doch diese Wesen fühlten sich so stark, dass sie sich einen Weg zum Himmel bahnen und die Götter angreifen wollten. Zeus kam auf

London

die Idee, sie wie Früchte zu zerschneiden, und sollten sie weiter freveln, sagte er, so würde er sie noch einmal halbieren, und dann «mögen sie auf einem Beine fortkommen wie Kreisel».

Bei Platon sagt Aristophanes: «Von so langem her also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen ... also sucht nun immer jedes sein anderes Stück.»

Viele heftige Liebesaffären – ganz besonders verbotene – fangen an als «Wir beide gegen den Rest der Welt». Doch wenn der Geruch verbrannter Brücken den Geruch der Rosenduftkerzen übertäubt, kann es zum Koller kommen.

Wenn der Geruch verbrannter Brücken den Rosenduft übertäubt, kann es zum Koller kommen.

Dann kann die Aufsässigkeit, die das Paar der sexuellen Zwangsjacke der Gesellschaft eine lange Nase drehen liess, umschlagen in Aggressivität gegeneinander. Und danach gibt es nur noch Dramen und Herzschmerz, denn das «Gegenstück» bringt beim anderen all das zum Vorschein, was sich an Schmerz und Wut in ihm angestaut hat. Aristophanes beschreibt die Liebe

als Mittel, «um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen», aber romantische Liebe erweist sich oft als Heilmittel und Fluch zugleich.

Wir können es zurzeit sehen, da Johnny Depp und Amber Heard einander zu zwölf Dosen Katzenfutter zu verarbeiten versuchen, was beiden ein Vermögen an Anwaltskosten beschert. Das Showbusiness hat körperlich attraktive und psychisch labile Menschen immer besonders heftig angezogen, und so gibt es hier auch eine Fülle toxischer Paare, zumal es in dem Business extrem viele Gelegenheiten für Flirts und gegenseitige Bestätigung gibt. Kurt und Courtney, Will und Jada, Brad und Angelina, Tommy und Pam, Amy und Blake, Sean und Madonna – sie alle haben gemeinsame Vorfahren in Richard Burton und Liz Taylor, dem originalen toxischen Duo: Die beiden konnten ganz eigentlich nicht voneinander lassen, waren von 1964 bis 1974 verheiratet, und dann noch einmal von Oktober 1975 bis Juli 1976.

Auch wenn John und Yoko körperlich weniger attraktiv waren, habe ich viel Freude an ihren ehelichen Kämpfen, wie sie Albert Goldman in seiner Biografie des Ex-Beatles beschreibt: «An manchen Morgen horcht Yoko auf, wenn sie im Korridor Johns Schritte dumpf aufschlagen hört. Flink wie eine Katze springt sie auf, läuft zum Katzenklo und schnappt sich eine Kackwurst, die sie John in den Weg legt. Wenn der Herr des Hauses dann seinen grossen Auftritt hat, tritt er direkt in Katzenscheisse.»

Am anderen Ende des Attraktivitätsspektrums waren Jim Morrison und seine Muse Pamela Courson, deren Kämpfe sich auf dem Spektrum zwischen Börsartigkeit – er sperrte sie in einen Schrank und versuchte, diesen in Brand zu setzen – und Beklopptheit bewegten: Sie konnten sich wochenlang über die durchschnittliche Lebenserwartung eines Deutschen Schäferhundes streiten.

In der Politik, wo der Partner, der nicht an der Macht ist, sich in der Regel zurückhält und den anderen anhimmelt (siehe Cherie und Tony Blair), grassieren weniger toxische Paare. Doch Anspruch auf einen Platz haben gewiss die Clintons: Sie drückte, was seine Affären betraf, ein





Statt Happy End: Prinz Harry und Meghan Markle (oben), Amber Heard und Johnny Depp.

Auge zu, solange die Chance bestand, dass sie seine Macht erben könnte; dabei war sie die ganze Zeit überzeugt, selbst das grössere Talent zu sein. «Ich sitze nicht hier und mache mich als Frau klein, um wie Tammy Wynette in ihrem Song «Stand by Your Man» zu meinem Mann zu stehen», sagte sie, nachdem Bills Affäre mit einer Stripperin publik geworden war, «sondern ich sitze hier, weil ich ihn liebe und respektiere und weil ich ehre, was er durchgemacht hat und was wir gemeinsam durchgemacht haben.» Das ist typisch für toxische Paare: Man versucht einen Namen, der schwerstens beschmutzt worden ist, zu retten, indem man andere beleidigt. Tammy

Wynette war eine Künstlerin, und im Gegensatz zu Mrs. Clinton hat sie sich nie im Fernsehen beibringen lassen, wie man Plätzchen backt.

Zur Toxizität eines Paares beitragen kann der «Handel», den man abmacht: «Zuerst kommst du dran, danach aber ich.» Ein Beispiel dafür sind F. Scott und Zelda Fitzgerald. Zunächst hatte sie nichts dagegen, dass er in seinen Romanen kaum verhüllte Porträts von ihr verwendete, während sie sich darauf konzentrierte, es krachen zu lassen, und zu spät, wie er der gemeinsamen Tochter schrieb, «begriff sie, dass Arbeit Würde brachte, die einzige Würde, sie versuchte das wiedergutzumachen, indem sie

selbst arbeitete, aber es war zu spät, und sie ist für immer zerbrochen».

Es fällt schwer, sich ein Paar vorzustellen, das den Fitzgeralds weniger ähnlich war als Queen Elizabeth und Prinz Philip mit ihrem ungeheuren Pflichtbewusstsein, aber die beiden waren auch eine Ausnahmeerscheinung in den der Toxizität so förderlichen Gefilden dynastischer Ehen. Als Edward VIII. auf den Thron verzichtete, um Wallis Simpson zu heiraten, rechnete er vermutlich nicht mit einer Beziehung, in der er zusammengestaucht werden sollte, bis ihm die Tränen kamen, wie das Anne Sebba in ihrem Buch «That Woman» beschreibt: «Nichts in seinem Leben bedeutete ihm so viel wie seine Ehe mit Wallis. Diese sklavische Ergebenheit verursachte bei ihr zuweilen Klaustrophobie, und sie scheute sich nicht, dies zu zeigen. [...] Liebe lässt sich unmöglich definieren, und im Fall von diesen beiden erst recht nicht. Wenige, die sie kannten, bezeichneten das, was sie verband, als Liebe.»

Schmutziges Geld, frisches Fleisch

Auch die Ehe von Prinzessin Margaret und Lord Snowdon verkam rasch zu einem Whac-A-Mole-Spiel, in dessen Verlauf er gern Zettelchen an Orten platzierte, wo sie sie bestimmt finden würde. «Du siehst aus wie ein billiger Transvestit» oder «24 Gründe, warum ich dich hasse» waren nur zwei davon. Die Privilegien, die mit dem königlichen Status einhergehen, können auch die schlichsten Gemüter verderben: Als Prinz Andrew und Sarah Ferguson heirateten, machten sie den Eindruck eines netten, wenn auch etwas dümmlichen Paares; doch dann mutierten sie zu einem vielköpfigen Ungeheuer, das von schmutzigem Geld und frischem Fleisch nie genug bekommen konnte. Charles' und Dianas Ehe war von Anfang an toxisch, da ja immer eine Dritte dabei war. Und bereits jetzt hat man das Gefühl, die Verbindung von Prinz Harry und Meghan Markle sei eine schlimme Pflanze, die wie Japanischer Staudenknöterich ihre Beziehung zerstören dürfte, wenn ihnen die echten und eingebildeten Feinde ausgegangen sind, gegen die sie zurzeit antreten.

1884 schrieb der englische Romancier Samuel Butler über den schottischen Essayisten, Historiker und Philosophen Thomas Carlyle: «Es war sehr nett von Gott, dass er Carlyle und Mrs. Carlyle einander heiraten liess, wodurch nur zwei Leute unglücklich wurden statt vier; ausserdem war es auch sehr witzig von ihm.» In einer Welt, in der von «Paarzielen» und von «bewusster Entpaarung» geschwafelt wird, tragen toxische Paare sehr zur weltweiten Unterhaltung bei, was ihnen, in Ermangelung des erstrebten Happy End, doch ein gewisser Trost sein sollte.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

Die Umgebung von Bologna ist Herz und Wiege des italienischen Motorsports. Ferrari, Lamborghini, Maserati, Pagani und Ducati – ergründen Sie die kraftvolle Seele der Automobil-Begeisterung! Das Reiseprogramm umfasst eindrückliche Werkbesichtigungen, Museumsbesuche und kulinarische Genüsse Norditaliens – auf Wunsch verschmelzen Sie im Cockpit eines Ferrari F430 mit den Strassen um Maranello!

Wir logieren in einem Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum: die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns die Autoschmiede Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir in Fiorano Modenese im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

Reisetermine:

7. bis 11. September 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

Preise:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Fertig lustig

Was macht ein Komiker, der unter Absingen wüster Lieder den Staatssender verlässt? Er kommt durch die Seitentür zurück. Und beschimpft das Land, das ihn aushält.

Christoph Grenacher

Karpi schreibt und macht Regie für Film, Fernsehen, Radio und Games. Und Komiker ist er auch noch», heisst es auf der Website von Patrick Karpiczenko aka Karpi. Das ist möglicherweise das Problem: Der Berner macht zu viel auf einmal, was weder gesund ist noch lustig wirkt. «Ich bin ein Selbstdarsteller, der jeden Tag einen neuen Kick sucht.»

Den vorerst letzten Schuss ermöglichte ihm der Staat: «In einem neuen satirischen Videoformat von SWI swissinfo.ch entschuldigt sich der Schweizer Komiker und Regisseur Patrick Karpiczenko für die kleinen und grossen Verfehlungen der Schweiz», kündigte der internationale Dienst der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG SSR an. Das je zur Hälfte aus Gebührengeldern und aus der Staatskasse finanzierte swissinfo.ch bietet laut Eigenbeschreibung in zehn Sprachen «unabhängige Berichterstattung über die Schweiz» und «setzt sich für einen glaubwürdigen Journalismus und gegen Fake News ein».

Entschuldigung als Kunstform

Karpis Videoformat «Switzerland says sorry!» will «kontroverse Themen» aufgreifen und sich im Namen der Schweiz entschuldigen. Gendergerechter O-Ton: «Man tendiert als Inlandsschweizer:in dazu, einen grossen blinden Fleck zu haben, was die eigenen Sauereien angeht.» In der ersten von bisher sechs vereinbarten Folgen entschuldigt er sich für die Bührlle-Sammlung im Zürcher Kunsthaus; Ablass steht auch der Fifa, Heidi und der Käseunion in Aussicht, die vom seinerzeitigen EU-Importverbot von Käse nach Russland profitiert habe. «Die Entschuldigung», rechtfertigt sich der Allesmacher, «ist eine moderne Kunstform», die Oscar-Ohrfeige von Will Smith, legitimiert er seine Clips, beweise dies. Die Schweiz müsse sich für einiges entschuldigen. Bisher habe das niemand getan. Haben wir dazu auf Karpi gewartet?

Satire, offenbarte der nämlich jüngst einem deutschen Radiosender, sei gar nicht so schwie-

rig; man müsse die Themen bloss «hübsch aufbereiten» und «mit Jokes versehen». Bei seinen Recherchen zur Erstfolge habe er «zeitweise meinen Sinn für Humor verloren»; es sei schwierig gewesen, die Beziehung zwischen Humor und Journalismus zu definieren: «Wie viel Tiefgang braucht es? Das ist eine Frage, die



«Wie viel Tiefgang braucht es?»: Selbstdarsteller Karpi.

für die nächsten Folgen noch beantwortet werden muss.» Wir warten auf die ultimative Antwort und machen uns ein bisschen Sorgen.

Noch haben wir nämlich Karpis melodramatischen Blick als untalentierte Sonntagabend-Sidekick von «Deville Late Night»

Dass so viel Untalent staatlich finanziert und die Oberlehrer-Attitüde gefördert wird, erstaunt nicht.

vor Augen und erinnern uns all der Komiker, die depressiv durchs Leben stapften: von Karl Valentin über John Belushi bis zu Robin Williams. Nachdem auch Hazel Brugger mitsamt Lebenspartner Thomas Spitzer ihre Depression in einem Podcast vertieft hatte, verriet nämlich ein Kollege, «dass wir Komiker alles Leute sind, die sehr viel nachdenken» – um nachzu-

schieben: «Man muss sich ja überlegen, wie man einen Witz so macht, dass zum Beispiel nicht die Falschen lachen.»

Hauptsache, die Gage stimmt

Satire nämlich, so auch das Verständnis der helvetischen Gattgilde, muss, soll und darf alles können – Hauptsache, es veräppelt das konservativ-bürgerliche Gemeinwesen. Im satirischen SRF-Jahresrückblick 2021 verglich Gastmoderator Karpiczenko – Überraschung! Überraschung! – die SVP mit Nationalsozialisten und desinfinzierte sich nach einer Äusserung über Gölä vor laufender Kamera die angeblich braun gewordene Zunge. Satire, glättete darauf die Redaktionsleiterin den provoziert erwarteten Protest, stelle «ein besonderes Mittel der Meinungsäusserung» dar, womit auch «umstrittene Themen pointiert thematisiert werden können».

Fertig Diskussion, fertig lustig. Dass das Leichte das Schwerste ist, der Schalk im Nacken mehr als das Kleinhirn fordert und eine profane Rampensau darum noch längst kein Komiker ist – Hauptsache, Karpi darf!

Dass so viel Untalent staatlich finanziert, die Oberlehrer-Attitüde gefördert und Komik wie ein Erziehungsprogramm interpretiert wird, erstaunt nicht. SRF ist längst zur nationalen Gesinnungsanstalt mutiert, um dem Volk den Weg zur Gleichgesinnung zu weisen – und Karpi gibt den Affen, der reumütig an die Futterkrippe zurückkehrt. Als 2020 bekannt wurde, dass er «Deville» verlassen werde, stänkerte er auf Facebook: «Wie bei allen langweiligen Problemen gehts auch bei dem hier um Geld» – um postwendend im Branchenportal Persönlich.com nachzutreten: «SRF hat uns so lange das Budget gekürzt, bis die Arbeit keinen Spass mehr gemacht hat. Ich sehe nicht, wie man unter diesen Umständen eine Sendung herstellen kann, die nicht schlechter wird.»

Karpi *says sorry*: Hauptsache, die Öffentlichkeit zahlt seine Gage.

Putins Dresdner Freunde

Neu entdeckte Dokumente zeigen den jungen KGB-Offizier Wladimir Putin in der DDR. Viele seiner damaligen Kollegen gehören heute zu seinem engsten Zirkel.

Hubertus Knabe

Während ihrer sechzehnjährigen Kanzlerschaft liess Angela Merkel dem russischen Präsidenten hin und wieder Bier der Marke Radeberger zukommen. Das einstige Edelbier der DDR, das für gewöhnliche Ostdeutsche nur schwer zu bekommen war, war das Lieblingsbier von Wladimir Putin, als dieser für den KGB in Dresden arbeitete. «Angela», so gestand der Kreml-Chef im russischen Staatsfernsehen, «schickt mir von Zeit zu Zeit ein paar Flaschen Radeberger Bier.»

Dass Putin von 1985 bis 1990 als KGB-Offizier in der DDR lebte, ist seit langem bekannt. Mit seiner Frau Ludmilla und seinen zwei kleinen Töchtern bewohnte er damals eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in einem Plattenbau in der Radeberger Strasse 101. Von dort konnte er zu Fuss in die Dresdner KGB-Residentur gehen, die sich in einer vernachlässigten Villa in der Angelikastrasse 4 befand. Die beiden Töchter, inzwischen Ende dreissig, wurden von der EU gerade auf ihre Sanktionsliste gesetzt.

Weniger bekannt ist, dass einige von Putins damaligen Kollegen heute Schlüsselpositionen in Russland besetzen. Aus Unterlagen des DDR-Staatssicherheitsdienstes geht hervor, dass sich gleich mehrere der einst in Dresden tätigen KGB-Offiziere im nächsten Umfeld des russischen Präsidenten bewegen. Ihre Karrieren belegen unzweifelhaft, dass sich der russische Präsident in starkem Masse auf Personen stützt, die er schon lange kennt und die wie er aus der Schwurgemeinschaft des KGB stammen.

Ehrgeizig und servil

Die Unterlagen lagern im deutschen Bundesarchiv. Es ist derzeit der einzige Ort, wo Dokumente über Putins Tätigkeit beim KGB zugänglich sind. Denn in Russland werden die meisten Papiere des sowjetischen Geheimdienstes unter Verschluss gehalten. Von Putins Akten aus Dresden dürften allerdings auch nur noch wenige existieren, da sein damaliger Chef Ende 1989 zwölf Lastwagenladungen mit Dokumenten ins Hauptquartier der 1. Gardepanzerarmee bringen liess, wo sie verbrannt wurden.

Die Dokumente, die das Bundesarchiv jetzt herausgegeben hat, zeigen den heutigen russischen Präsidenten Putin als ehrgeizigen und servilen Geheimdienstmann. In Dresden stieg er nicht nur in kurzer Zeit vom Major zum Oberstleutnant auf, sondern wurde bald auch Parteisekretär – eine Position, die ehrenamtlich ausgeübt wurde, aber für die Karriere von erheblicher Bedeutung war. Einen unverstellten Blick auf Putin gewähren zudem zahlreiche bislang unbekannte Fotos, die der Staatssicherheitsdienst in Dresden anfertigte. Sie zeigen einen etwas linkischen KGB-Offizier, der zumeist schweigend seine Umgebung taxiert oder eilfertig den Autoritäten zu Diensten ist.

Die meisten dieser Aufnahmen entstanden bei Empfängen in der Dresdner Bezirksverwaltung für Staatssicherheit. Die Geheimpolizei der SED lud die «Freunde», wie man den KGB intern nannte, regelmässig zu festlichen Veranstaltungen wie dem «Ball der Waffenbrüderschaft» ein. Die Stasi-Leute schätzten Putin offen-

Die Stasi lud die KGB-Freunde zu Veranstaltungen wie dem «Ball der Waffenbrüderschaft» ein.

bar, denn 1987 wurde er mit der «Ehrennadel» der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und ein Jahr später mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze ausgezeichnet. Auf einem der Fotos ist er sogar mit Stasi-Minister Erich Mielke und dem Dresdner SED-Chef Hans Modrow zu sehen – der als Vorsitzender des Ältestenrates der Linkspartei Putins Krieg in der Ukraine kürzlich einen «Bürgerkrieg» nannte.

Die Dokumente belegen, dass Putin eng mit dem DDR-Staatssicherheitsdienst zusammenarbeitete. Er besass nicht nur einen Dienstaussweis der Stasi, der ihm den Zugang zu deren Bezirksverwaltung erleichterte. Der Dresdner Stasi-Chef Horst Böhm – ein Hardliner, der nach seiner Entmachtung 1990 Selbstmord beging – gratulierte Putin auch jedes Jahr am 7. Oktober «in enger Verbundenheit» mit Karte und Blumen zum Geburtstag.



«Vertrauen Sie mir»: «Ehrennadel» der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.



Unverstellter Blick auf die Anfänge:
Fotodokumente aus den Jahren 1985 bis 1990.



Ein von Putin unterzeichnetes Schreiben lässt die Annahme zu, dass er in der DDR auch Agenten führte. Gemäss einer Vereinbarung aus dem Jahr 1978 durfte der KGB in Ostdeutschland eigene Informanten werben, wenn diese halfen, die Bundesrepublik auszuspionieren oder die sowjetischen Militäreinheiten zu schützen. In seinem Schreiben bat Putin um Hilfe bei der Beschaffung eines Telefonanschlusses für einen «Führungs-IM» (FIM), also für einen Agenten, der weitere Agenten anleitete und früher bei der DDR-Volkspolizei tätig gewesen sei. Nach anderen Unterlagen beschwerte sich die Stasi mehrfach über das Vorgehen der Sowjets, etwa weil sie unabgesprochen versucht hatten, einen ihrer Informanten anzuwerben, oder nachdem ein Bundesbürger unter der Couch eines DDR-Bürgers einen Abhörer entdeckt hatte.



Gruss von Angela Merkel:
Festmahl mit Lieblingsbier Radeberger, dem einstigen Edelbräu der DDR.

Erstaunliche Karrieren

Putin und seine Kollegen versuchten auch, Westdeutsche als Agenten zu gewinnen. Die in Dresden stationierten Truppenteile sollten nämlich im Kriegsfall die Nato-Linien durchbrechen und nach Westen vorstossen. In einem Schreiben forderte der KGB 1989 die Stasi zum Beispiel auf, Hinweise auf Bundesbürger zu liefern, die die Nato ausforschen könnten und in den Bezirk Dresden einreisen. Tatsächlich lieferte die Stasi Hunderte Rechercheergebnisse aus dem Brief- und Reiseverkehr. Einmal bat der KGB um Überprüfung eines namentlich genannten West-Berliners, der «unter der Sicht einer möglichen Anwerbung aufgeklärt» werde.

Spekulationen, Putin sei auch an der geheimnisumwitterten Aktion «Ljutsch» (Strahl) beteiligt gewesen, werden durch die Unterlagen nicht belegt. Mit der Operation soll der KGB 1989 versucht haben, unter reformorientierten SED-Funktionären und Bürgerrechtlern Einflussagenten zu rekrutieren. Ebenso wenig finden sich Anhaltspunkte für die von der Journalistin Catherine Belton veröffentlichte Aussage, dass Putin der RAF Sprengstoff geliefert habe. Auch Behauptungen, er habe bereits in Dresden den Geschäftsführer der Nord Stream 2 AG, den Stasi-Offizier Matthias Warnig, kennengelernt, bestätigen sich nicht.

Zweifel sind auch gegenüber den Aussagen eines russischen Autors angebracht, der in einem Buch, «Mein Kollege Putin», schreibt, mit diesem in Dresden ein Büro geteilt zu haben. Er wird in keinem Dokument erwähnt. Auch seine Behauptung, Putin habe Ende 1989 als «Gesellenstück» eine Kartei mit allen KGB-Kontaktpersonen aus der Stasi-Bezirksverwaltung geholt, erscheint wenig überzeugend, denn die KGB-Agenten wurden in der allgemeinen Personenkartei mit erfasst.

Besonders interessant werden die Unterlagen allerdings dann, wenn man der Frage nachgeht, was aus Putins damaligen Kollegen eigentlich geworden ist. Sucht man auf russischen Websites



nach ihnen, wird man nämlich ziemlich rasch fündig. Obwohl die Dresdner KGB-Residentur nur aus wenigen Mitarbeitern bestand, gehören heute mindestens drei von ihnen zum engsten Zirkel des russischen Präsidenten.

Eine erstaunliche Karriere legte zum Beispiel Jewgeni Schkolow hin, dessen Name auf einer Geburtstagsliste der Stasi aus dem Jahr 1988 steht und der mit Putin zeitweise in einem Büro gesessen haben soll. Nach dem Ende der Sowjetunion arbeitete er zunächst als kleiner Beamter in der Stadtverwaltung der Region Iwano-

wo. Doch kaum hatte Putin das Amt des Präsidenten übernommen, trat er nach Moskau und in dessen Dienste. Russische Medien bezeichneten ihn bald als «Putins obersten Kaderoffizier», da er in unterschiedlichen Positionen im Kreml vor allem für Personalfragen zuständig war. Bereits 2018 gelangte er deshalb auf die Sanktionsliste der USA. Wenig später übernahm der 63-Jährige einen Vorstandsposten in der staatlichen Stromwirtschaft.

Eine Schlüsselrolle in der für Russland so bedeutenden Energiewirtschaft spielt auch Nikolai Tokarew, dessen Name auf einer früher streng geheimen Telefonliste der Stasi steht. 1993 war er zunächst nur Abteilungsleiter bei einer russisch-deutschen Leasinggesellschaft. Doch als Putin 1996 in die Kreml-Verwaltung einrückte, holte er Tokarew nach. Nach den Präsidentschaftswahlen im Jahr 2000 wurde er zunächst Generaldirektor eines staatlichen Unternehmens zur Erschliessung von Öl- und Gasfeldern. 2007 machte ihn Putin dann zum Präsidenten von Transneft, das die riesigen Erdöl-Pipelines in Russland be-



«In enger Verbundenheit»: Dienstaussweis der Stasi.

treibt. Laut Alexei Nawalny soll er auch den Palast an der Schwarzmeerküste, der mutmasslich für Putin errichtet wurde, mitfinanziert haben. Seit kurzem steht auch Tokarew auf den Sanktionslisten der EU und der USA, sein ausländisches Vermögen wurde eingefroren.

Das Telefon in der Dresdner KGB-Residentur teilte Tokarew zeitweise mit einem weiteren Putin-Freund aus alten Tagen: Sergei Tschemesow. Eine Karteikarte der Stasi weist beide als Mitarbeiter des sogenannten Verbindungsoffiziers aus, der die Dienststelle leitete. Die damaligen Ehefrauen Putins und Tschemesows sollen in Dresden miteinander befreundet gewesen sein und wohnten im selben Haus.

Vertraute in Spitzenpositionen

Auch Tschemesow holte Putin 1996 in das russische Präsidentenbüro, wo er zunächst für Aussenwirtschaftsbeziehungen zuständig wurde. Nachdem Putin Präsident geworden war, machte ihn dieser zu seinem obersten Rüstungsmanager, zunächst beim staatlichen

Rüstungsexportunternehmen Rosoboronexport und seit 2007 bei dessen Mutterkonzern Rostec. Darüber hinaus wurde er Präsidiatsmitglied von Putins Partei «Einiges Russland» und Aufsichtsratsmitglied bei Aeroflot und Rosneft. Im Ukraine-Krieg kommt dem Schattenminister für Rüstung naturgemäss besondere Bedeutung zu.

Wie alle Freunde Putins profitierte Tschemesow auch finanziell von der Gunst seines einstigen Kollegen. 2013 soll sein Familieneinkommen laut einer russischen Zeitung 803 Millionen

Rubel betragen haben, was damals etwa 20 Millionen Euro entsprach. Er und seine Familie sollen zudem zahlreiche wertvolle Immobilien besitzen. Erst vor wenigen Wochen beschlagnahmte die spanische Regierung im Hafen von Barcelona seine Yacht, die allein einen Wert von

Der Ehrenkodex gilt immer noch – dass es nichts Schlimmeres als Verrat in den eigenen Reihen gibt.

140 Millionen Dollar haben soll. Gegen Tschemesow verhängten die USA und die EU bereits nach der Annexion der Krim im Jahr 2014 eine Einreise- und Kontensperre.

Während viele deutsche Politiker in diesen Tagen erklären, sie seien von Putin getäuscht worden, lässt sich das zumindest für seine alten KGB-Netzwerke nicht behaupten. Am 8. Mai 2017 stattete der russische Präsident ganz offiziell seinem ehemaligen Dresdner Chef in dessen Moskauer Wohnung einen Geburtstagsbesuch ab, worüber auch westliche Zeitungen berichteten. Mit am Tisch sassen seine einstigen KGB-Kollegen Tokarew und Tschemesow. «Die Arbeit mit Ihnen war für uns eine gute Schule – für das Leben, menschlich und professionell», lautete damals Putins Trinkspruch.

Die in den Stasi-Unterlagen vermerkten Namen sind freilich nur die Spitze des Eisbergs. Auch viele andere Spitzenpositionen wie diejenigen der Chefs des russischen Inland- und des Auslandgeheimdienstes soll Putin mit Vertrauten aus dem KGB besetzt haben. Die Vorstellung, Putin könnte wegen des Ukraine-Krieges bald gestürzt werden, scheint daher wenig realistisch. Denn der «Ehrenkodex» der sowjetischen Geheimpolizei gilt immer noch – dass es nichts Schlimmeres als Verrat in den eigenen Reihen gibt. Oder, wie es Putin einmal formulierte: «Die Verräter werden ins Gras beißen. Vertrauen Sie mir.»

Hubertus Knabe ist Historiker. Er war von 2000 bis 2018 Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen und gilt als einer der besten Kenner der DDR-Geschichte.

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Energiesparen: So vorbildlich sind unsere KMU

Ab Montag, 2. Mai, täglich ab 17.30 Uhr auf

TELE BARN **TELE M** **TELE ZÜRICH** **tv** **tele1**

und ab Montag, 9. Mai, täglich ab 17.20 auf

TELE Z

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

Weicheier

Eine Survival-Show zeigt männliche Schwächen auf.



Die Unvollkommenheit der Menschen manifestiert sich häufig in den weniger prächtigen Momenten im Leben. Hunger oder Kälte können einer Psyche zusetzen, und bei «Naked Survival – Ausgezogen in die Wildnis» (DMax) wohnen wir dem Spektakel hautnah bei. In der Reality-Show werden ein Mann und eine Frau 21 Tage irgendwo auf der Welt in der Wildnis ausgesetzt, spliternackt. Beide dürfen je einen Gegenstand mitnehmen, etwa Machete und Topf. Wer Fertigkeiten wie die Entfachung von Feuer besitzt, liegt hier klar im Vorteil.

Der Ablauf ist bei jeder Folge ähnlich: Der anfängliche Enthusiasmus der Überlebenskünstler verlässt sie rascher, als sie «Nahrung» aussprechen können, denn diese aufzutreiben, ist bei der Challenge das schwierigste Unterfangen, und so beginnt die Kraft ab Tag drei kontinuierlich die Körper zu verlassen. Als Nächstes sind die Füsse zerschunden, und weil sich unter Feuerameisen und Moskitos das Angebot eines Büffets herumgesprochen hat, ist ihre Haut bald grossflächig zerstoichen. Sie sehen aus, wie man sich Neandertaler vorstellt, man möchte nicht wissen, wie sie riechen. Die nächtliche Kälte hält sie vom Schlafen ab, täglich werden sie gereizt.

Aufgrund von Krankheit verlassen Teilnehmer vorzeitig das Experiment. Denn auch wenn sie sich durch ihre Real-Life-Berufe wie Survival-Trainer Widerstandsfähigkeit antrainiert haben: Wer richtig Durst hat, trinkt auch verunreinigtes Wasser – einem unausweichlichen Abschied steht dann oft nichts mehr im Weg.

Auch psychologische Überforderung lässt so manchen aufgeben – und hier lässt sich ein interessantes Verhaltensmuster beobachten: Männer schmeissen häufiger hin (freiwillig, nicht krankheitsbedingt). Das ist keine Schmach – unsereins würde keine zwei Tage im Dschungel überleben,

man denke nur an den fehlenden Morgenkaffee –, weniger schmeichelhaft ist aber der Grund. Unter den Männern, die kapitulieren, sind oftmals solche, die zu Körperkult neigen: muskelbepackte, supertrainierte Dudes. Zu Beginn der Aufgabe sagen sie zur Partnerin Dinge wie «Versprich mir, wir werden nicht aufgeben» – um dann nach zehn Tagen aufzugeben, weil sie in der Nacht frieren und ihren Körper «diesen Strapazen nicht aussetzen wollen». Man möchte sie in eine Decke wickeln und ihnen eine warme Ovi geben. Dabei reagieren ja Frauen von Natur aus empfindlicher auf Kälte. Männer besitzen mehr Muskelmasse, Muskeln produzieren Wärme. Frauen haben zwar einen höheren Fettanteil, aber um wirklich zu isolieren, muss der schon beachtlich sein, was bei den Teilnehmerinnen nicht der Fall ist.

Diese Männer stellen offenbar Körperfetischismus über Durchhaltevermögen und Teamgeist. Sie wollen nicht zu viele Muskeln verlieren, und natürlich, ein solcher «Luxuskörper» ist nicht geschaffen für drei Wochen Unterernährung; viele Kalorien verbrennen sie wahrscheinlich nur schon beim Aufrechtstehen. Aber dass der Dschungel keine Steaks mit Reis und Broccoli ausspuckt, ist ja jedem im Vornherein klar. Und so erscheint ihre Resignation umso memmenhafter, denn aufgrund des Körperkults muss die Partnerin, die ja denselben Strapazen ausgesetzt ist, alleine weiterkrampfen (ich habe noch keine Frau aus diesem Grund den Dschungel verlassen sehen).

Frauen gehören zu den unterschätzten Wesen, und oftmals sind sie daran nicht unschuldig. In der Wildnis-Show bestätigt sich ein populäres Vorurteil, dass nämlich Frauen über weniger Selbstbewusstsein verfügen. Mit einigen Ausnahmen umweht die Teilnehmerinnen eine be-

harrliche Aura des Understatements. Das sieht man beispielsweise in ihrer Selbstbeschreibung, die vor der Challenge aufgezeichnet und später eingespielt wird, in der sie sich oft kleiner machen, als sie sind. «Ich habe viel trainiert, das heisst aber nicht, dass ich das jetzt perfekt beherrsche ...» Bei vielen männlichen Teilnehmern ist es umgekehrt: Sie tragen das Overstatement wie einen Panzer vor sich her, haben einen unbändigen Drang, zu erklären, was sie alles können und wissen, kommen sich dabei grandios vor – bis zu dem Moment, wo keine ihrer Ideen funktioniert, die Glut einfach nicht zünden will oder die Echsen sich über ihre aufgestellten Fallen schlappplachen.

Frauen wirken in diesen Stresssituationen zäher. Sehen sie ein Ziel, können sie mehr Reserven freimachen, so scheint's, und sich eher durchbeissen. Selbstverständlich ist das eine Show, Verhaltensweisen im richtigen Leben dürften sich ziemlich unterscheiden. Männer besitzen da wohl tendenziell die besseren Überlebensfähigkeiten, sie lernen von klein auf zu klettern, begleiten ihre Väter beim Fischen; unter Jägern, Pfadfinderleitern oder Survival-Ausbildnern sind mehr Männer. Auch aufgrund körperlicher Eigenschaften kommen sie besser in der Wildnis zurecht.

Am besten übrigens stehen jene Leute die Challenge durch, so mein Eindruck, die einen Sinn für Humor haben. Dann funktioniert Teamarbeit besser, und sie bringen es eher zustande, Schwierigkeiten ins Positive zu drehen. Vor allem aber trägt Humor zur psychischen Stabilität bei, auf die es bei jeder Herausforderung im Leben letztlich ankommt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Dranbleiben!

Nr. 14 – «Selenskyj-Manie und das verwüstete Image der Schweiz» — Guy Mettan über die Strategie der Ukraine

Was für ein erhellender, nüchterner, absolut grossartiger Artikel über den Krieg und all sein Drumherum in der Ukraine! Er hat mich wieder über einen Tag des Mainstream-Wahnsinns hinweggerettet. Danke! Danke auch an Roger Köppel für seinen unermüdlichen täglichen Einsatz. Bleiben Sie bitte dran, um Himmels willen! *Barbara Peter, Wil*

«Neutre» mit Stolz

Nr. 15 – «Schweiz, ja oder nein?»
Editorial von Roger Köppel

«Willkommen in der Stadt des Friedens», so begrüsst Guy Parmelin am 16. Juni 2021 Joe Biden und Wladimir Putin in Genf. Seit dem Bundesvertrag von 1815, den Napoleon uns auferlegt hat, ist die Schweiz ein neutraler Staat. Diesem Prinzip verdanken wir das Privileg und die Ehre, Gastgeber für solche historischen Gespräche sein zu dürfen. «Neutre» zu sein, heisst aber nicht nur, mit Stolz die grossen Gipfeltreffen zu realisieren, sondern sich auch in Kriegssituationen auf die Zunge zu beissen, um einen Beitrag zur Völkerverständigung leisten zu können. Eine Hexenjagd auf die Tochter Putins im Tessin zu veranstalten, Kaviar aus den Regalen zu verbannen, Wodka zu verteuern und Russenzopf aus dem Sortiment zu schmeissen, ist eine Demütigung Russlands und hat nichts mit gerechter Strafe zu tun. Die Diffamierung Deutschlands mit dem Versailler Friedensvertrag hatte allseits bekannte Folgen, und trotzdem begehen wir heute einen vergleichbaren Fehler. Die Neutralität macht

uns seit über 200 Jahren zu einem starken und weltweit dafür geschätzten Land. Besinnen wir uns auf diese Einzigartigkeit der Schweiz als Vermittlerin und denken an kommende Friedensverhandlungen, die im Gegensatz zur Denunziation der russischen Lebensart Frieden bringen. *Sophia Beyeler, 17, Niederhelfenschwil*

Ein neuer Stalin?

Nr. 16 – «Ist Putin ein neuer Hitler?»
Analyse von Richard J. Evans

Offenbar dem Zeitgeist geschuldet ist der prominent platzierte Artikel von Richard J. Evans. Bei allem Verständnis für die Pflege der Informationsvielfalt – damit wird doch einzig und allein das einfache, mehrheitsfähige Meinungs-Framing bedient und verstärkt. Bei einer «Mediendegustation» würde ich Titel, Bild und Text mit einem derart grenzwertigen Bukett, Terroir und Abgang irgendwo im Medienrausch(en), aber keinesfalls in der *Weltwoche* verorten. Aber so kann man sich als Tester wie auch als Leser täuschen.

Eduard Nussbaumer, Oberägeri

Der Titel «Ist Putin ein neuer Hitler?» ist nicht korrekt. Putin als KGB-Agent ist ein Sohn des Kommunismus, ein Anhänger von Stalin, deshalb wäre der korrektere Titel: «Ist Putin ein neuer Stalin?». *Arno Giubbini, Minusio*

Lieber verstehen

Nr. 15 – «Schluss mit Wunschdenken»
Kolumne von Henryk M. Broder

Henryk M. Broder tut sich meines Erachtens seit dem russischen Überfall besonders hervor als «Russland-Verurteiler». Mir ist ein «Ver-

steher» immer noch hundertmal lieber als ein «Verurteiler». *Ronny Wellner, Auerbach*

Besser verwurzelt

Nr. 14 – «Die wohl beste Armee der Welt»
Pierre Heumann über Israels Armee

Nicht nur scheint die israelische Armee (IDF) besser im Volk verwurzelt und scheinen die Soldaten und Soldatinnen besser motiviert zu sein als hierzulande, die IDF vermag auch israelische Männer und Frauen besser zu integrieren. So stelle ich mit Verwunderung fest, dass körperlich Behinderte – wenn sie über die entsprechende Ausbildung verfügen – als IT-Fachleute oder Cyber-Spezialisten in Spezialeinheiten der Armee eingesetzt werden, ebenso wie Leute mit Down-Syndrom, die in der Materialverwaltung für einfache Arbeiten zum Einsatz kommen (und dabei stolz ihre Uniform tragen). *Niklaus Strolz, Zürich*

Ständige Bedrängung

Nr. 15 – «Ostern im Krieg»
Gedanken von Gottfried Locher

Ich hab nur eine Bitte, lasst die Atheisten in Ruhe, beschäftigt euch mit den Theisten, mit dem eigenen Glauben – mit den Glaubenswahrheiten aller Religionen. Verzichtet auf die Missionierung, auf die Bekehrungsversuche, auf die Ermunterung zum Glauben, auf die ständige Bedrängung. Lasst es sein, kümmert euch um euch selbst.

Franz Erwin Eiersebner, Salzburg (A)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hermann Nitsch (1938–2022) Guy Lafleur (1951–2022)



Wuchtiger Berserker: Aktionskünstler Nitsch.

Mit der akribischen Darstellung von beutenden Händen, farbintensiven Landschaftsaquarellen oder einfühlsamen Studien rammelnder Hasen ist er in seiner langen Karriere weniger in Erscheinung getreten; seine Bestimmung sah Hermann Nitsch eher in einem Genre, das von vielen wütend abgelehnt wurde – gelinde gesagt (es gab Haftstrafen, Morddrohungen und ähnliche Unfreundlichkeiten). Der gebürtige Wiener beschrieb sein «Orgien Mysterien Theater» so: «das lebensbejahende fest des orgien mysterien theaters beschäftigt sich mit dem gang des denkenden fleisches und dem sinnlichen erleben unserer wirklichkeit. die anatomische beschau unserer fleischlichen leiblichkeit vertreten durch die geschlachteten tiere, durch die öffnungen und ausweidungen ihrer leiber. die herausdringenden gedärme und eingeweide werden mit blut und schleim beschüttet. der sinnliche prunk der opfervorgänge drängt zur auferstehung des fleisches. der nackte menschliche körper erlebt existierend voll passiv und aktiv das sein.»

Das Manifest war nicht blosses Wunschenken. Nitsch hat die drastischen Ideen bei seinem Sechs-Tage-Spiel im österreichischen Prinzendorf in die Tat umgesetzt. Dort setzten sich die Fans des Künstlers mit allen Sinnen den frischen Innereien von Schweinen, Lämmern und sonstigem Getier aus – die olfaktorische Wirkung dieser im Sommer abgehaltenen Festspiele mag man sich im Einzelnen gar

nicht vorstellen. Immerhin kamen gelegentlich auch Tomaten ins Spiel, «weil sich Tierblut aufgrund der hohen Aussentemperaturen über einen längeren Zeitraum nicht verwenden lässt», wie ein Beteiligter bemerkte.

Das grosse Thema im Leben von Hermann Nitsch war die Entgrenzung, und die erforderte nicht nur Können, sondern auch Bildung. Früh schon war klar, dass sich das Temperament des wuchtigen Berserkers nicht in isolierte Ausdruckszonen würde einhegen lassen. Noch während seines Studiums an der Höheren Graphischen Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt (sic!) in Wien interessierte er sich brennend für die Idee der Aufhebung von Genre-Grenzen.

Das bedeutete die Beschäftigung mit den Werken der griechischen Tragödie, der Mystik, der Weltreligionen, der Philosophie, der Psychoanalyse, des Theaters und schliesslich der Oper – angefangen bei Claudio Monteverdi und gipfelnd beim megalomanen Œuvre Richard Wagners. Lebenslang fahndete Nitsch begierig nach dem Material, das die Kulturen der Welt zur Befahrung seiner Fantasie bereithielten. Zuletzt liess er für drei Aufführungen der «Walküre» bei den Bayreuther Festspielen seine berühmten Schüttbilder live kreieren – das Publikum dankte ihm die Aktion mit stehenden Ovationen und ein paar Buhs (die er sichtlich genoss). Hermann Nitsch ist am Ostermontag in Mistelbach, in der Nähe seines Museums, 83-jährig gestorben.

Thomas Würdehoff

In Montreal geniesst das Eishockey religionsähnliche Bedeutung. Und wer mit den Montréal Canadiens den Stanley Cup gewinnt, wird schon fast in den Status eines Heiligen gehoben. Guy Lafleur gehört definitiv in jene Kategorie.

Lafleur, der aufgrund seines Namens auch «The Flower» gerufen wurde, gewann mit den Habs in den 1970er Jahren fünf Mal den wichtigsten Titel und zählte zu den aufregendsten Spielern jener Jahre. Zwischen 1974/75 und 1979/80 schoss er in jeder Saison mindestens fünfzig Tore. 1977 und 1978 wurde er zum wertvollsten Spieler der Liga gewählt – und 1988 in die Hall of Fame aufgenommen. 2017 schaffte er es in einer Publikumsbefragung unter die Top 100 der NHL-Geschichte. Zu seiner grossen sportlichen Liebe, den Montréal Canadiens, sagte Lafleur: «Wenn du ein Kind bist, träumst du von der NHL. Und du träumst davon, mit den Canadiens zu spielen. Sie sind die besten – und geben dir die Chance, den Stanley Cup zu gewinnen.»

Die Fans liebten Lafleur vor allem für seine Eleganz und den spektakulären Stil. Mit wehenden Haaren (aber ohne Helm) pflegte er förmlich über das Eis zu schweben. Canadiens-Besitzer Geoff Molson sagte nach Lafleurs Tod: «Alle im Klub sind am Boden zerstört. Guy war einer der grössten Spieler unseres Klubs und gleichzeitig ein aussergewöhnlicher Botschafter des Eishockeys.» NHL-Commissioner Gary Bettman ergänzte: «Man musste Lafleurs Name und Nummer nicht auf seinem Trikot sehen, um zu erkennen, wer den Puck führt. Zu herausragend waren seine Eleganz und Stocktechnik.»

Nicht ganz so stilsicher war Guy Lafleur neben dem Eis. Kaum einmal sah man ihn ohne Zigarette. Vergangene Woche erlag er dem Lungenkrebs. Er wurde nur siebzig Jahre alt.

Thomas Renggli



Mit wehenden Haaren: Guy Lafleur.

Organspenden als Tausch

Neben der Zustimmung- und der Widerspruchslösung gibt es freiere Alternativen.



Das Volk stimmt am 15. Mai über eine Änderung des Transplantationsgesetzes ab, das – überspitzt gesagt – egoistische Menschen kooperativer und tauglicher machen soll für die Gemeinschaft. Ziel ist es, die Zahl der Organspenden zu erhöhen.

Heute sterben Patienten, die durch eine zeitgerechte Spende gerettet werden könnten, während gleichzeitig viele Menschen brauchbare Organe mit ins Grab nehmen, weil sie im Leben nichts unternommen haben, um andern in dieser Hinsicht zu helfen. Diese Leute sollen nun von Egozentrikern zu Spendern gemacht werden.

Konkret gilt für die Organspende bisher die Zustimmungslösung: Einer Person dürfen nach ihrem Tod nur dann die Organe entnommen werden, wenn sie vorher eine Zustimmung zur Entnahme der Organe unterschrieben hat. Sonst ist die Chance auf eine Transplantation nicht gegeben.

Die Abhilfe liegt aus Sicht vieler Mediziner und Politiker darin, das Organspenden zum Normalfall zu machen. Die Regel umkehren: Die Entnahme eines Organs ist nur dann untersagt, wenn die Person vorher ein «Nein» notiert hat, also explizit den Widerspruch geltend gemacht hat. Die Widerspruchslösung.

Eine vorherige Einwilligung der gestorbenen Person soll also nicht mehr notwendig sein, auch keine Kommunikation. Es ist nicht einmal nötig, dass sich die Menschen überhaupt mit dem Problem befassen, denn wer nichts entscheidet, gilt automatisch als Spender.

Wirtschaftlich betrachtet heisst das: Die Menschen sollen in ihrer Verfügungsfreiheit über die

Verwendung ihrer Organe nach dem Tod eingeschränkt werden. Man nimmt den gesunden Bürgern Eigentumsrechte weg und verschiebt sie zum Kollektiv, das heisst einerseits zu den Patienten, die ein Organ brauchen, und andererseits zur staatlichen Verwaltung, welche die Organzuteilung organisiert.

Dahinter steht die Auffassung, dass Eigentumsrechte gesunde Menschen zu sehr zu Egoisten machen, dass sie zu wenig an die andern denken. Oder schärfer: Freiheit fördert Achtlosigkeit. Also muss die Widerspruchslösung her.

Die Wirklichkeit ist aber anders. Heute haben die gesunden Menschen gar nicht ihre volle Freiheit, ihre Verfügungsrechte sind bereits stark eingeschränkt. Ein Spender kann nicht entscheiden, wem oder an welche Gruppe er das Organ geben möchte. Das Organ wird nach Entnahme sogleich an die staatlich-medizinischen Kanäle und Zuteilungsprozesse, geprägt durch Autorität und Anonymität, geleitet.

Was Freiheit in der Organspende bedeuten würde, hat der Ökonom Charles B. Blankart seinerzeit bei der Beratung des Transplantationsgesetzes dargelegt. Er hatte eine alternative Lösung vorgeschlagen, die dem Spender mehr Wahlmöglichkeiten belassen hätte: Wer Spender ist, darf mitbestimmen, an wen es gehen soll. Und für den Fall, dass er selber ein Organ bräuchte, würde er Priorität erhalten vor den andern Nachfragern, die nicht Spender sind. So entstünde der Anreiz, sich auf die Spenderliste zu setzen.

Ohne staatliches Schubsen. Eine solche auf Freiwilligkeit, privaten Entscheiden und Gegen-

seitigkeit beruhende Selbsthilfe wäre wie eine private Versicherung. Die Zusicherung, dass man im Notfall prioritär an die Reihe käme, wäre quasi der Lohn von morgen für die Spendebereitschaft heute.

Es wäre ein Geben und Nehmen, ein gegenseitiger Tausch, eine Art Markt, ohne grosse staatliche Diktate. Aber Juristen, Verwaltung und Politiker stuften dies als unzulässig, ja ungerecht ein, da die persönliche Entscheidungsfreiheit Klublösungen erlaubt, während der Staat einen uniformen Umgang mit dem Spenden will. So wurde die Chance verbaut, dass sich die Organspende in einem freiheitlichen Rahmen entwickeln kann. Dieser Regelung könnte man sich immer noch zuwenden, statt jetzt die Widerspruchslösung zu erzwingen.

Kontrollabteilungen wachsen

Wie kommt es, dass die grossen Unternehmen weiterhin derart ertragsstark sind? Wenn man schaut, wie die Personalabteilungen, also Human Resources, und wie die Compliance-Einheiten wachsen, hat man das Gefühl, da werde ein grosser Teil der Erträge nutzlos verbraucht. Ist das ganze Kontrollieren, Evaluieren, Prozesse-Begleiten, Sprache-Harmonisieren nötig, um das Endprodukt zu erstellen? Die Antwort ist nicht einfach, aber was man beobachten kann, ist eine zunehmende Regulierung, die von den Unternehmen mehr Kontrollieren und Evaluieren verlangt. Wer will denn diese Regulierung überhaupt? Die Käufer der Endprodukte wohl kaum, die bezahlen ja dafür. Dann schon eher die Unternehmen, die den Wettbewerb milder machen und sich binden lassen wollen.

LEADER

Milton Friedman



«Inflation ist dem Alkoholismus sehr ähnlich»: Ökonom und Nobelpreisträger Friedman.

«Wenn ein Land einen Inflationsrausch erfährt, erleben die Bürger eine Zeitlang ein Gefühl der Euphorie.»

«Man führt eine scharfe soziale Spaltung der Gesellschaft zwischen Gewinnern und Verlierern ein.»

«Langfristig gesehen, scheint es mir absolut unerlässlich zu sein, dass wir der Inflation ein Ende setzen.»

Inflation ist heilbar

Wo immer Milton Friedman auftrat, wurden wirtschaftliche Zusammenhänge glasklar. Der tonangebende Geldtheoretiker referierte 1974 in schlagend einfachen Worten über die Droge der Geldentwertung, die auch heute noch unsere Gesellschaft bedroht.

Milton Friedman

Der amerikanische Ökonom Milton Friedman (1912–2006) hat auf vielen Gebieten der Wirtschaftswissenschaften die ganz grossen Nägel für Freiheit und Kapitalismus eingeschlagen, in der Geldtheorie war er der Gigant, der bis heute prägend ist für diese Disziplin. Der in Chicago tätige Friedman beeinflusste mit seiner liberalen Auffassung von Wirtschaft und Gesellschaft auch als Berater von Ronald Reagan und Margaret Thatcher wesentliche Teile der Politik in der ganzen Welt. 1976 erhielt er den Nobelpreis. In der hier abgedruckten Rede aus dem Jahr 1974 legt Friedman dar, wie Inflation mit staatlicher Umverteilung zusammenhängt.

Wenn wir auf das Thema Inflation zu sprechen kommen, muss ich an eine Geschichte denken, die vor einigen Jahren die Runde machte. Da ging es um einen Mann, der sich, beeindruckt von der aufkommenden Wissenschaft der Kryogenik, einfrieren und für etwa zwanzig Jahre in die Tiefkühltruhe legen liess. Als er aus der Kühltruhe wieder auftauchte, rannte er als Erstes zum Telefon und rief den Börsenmakler an, bei dem er sein Hab und Gut deponiert hatte. Sein Börsenmakler sagte zu ihm: «Wissen Sie, Sie sind ein x-facher Millionär.» Der Mann fragte erfreut: «Wirklich?» Dann begann der Börsenmakler ihm zu erzählen, was mit dem Kurs dieser und jener Aktie und den anderen Titeln geschehen war – sie alle hatten sich vervielfacht.

Nach einer Weile, nach drei Minuten, um genau zu sein, unterbrach die Telefonistin und sagte: «Ihre Zeit ist um, es sind 250 000 Dollar für die nächsten drei Minuten fällig, bitte.» Das ist eine absurde Geschichte für unsere Zeit, aber jeder, der die grosse deutsche Inflation von 1920 bis 1923 überlebt hat, würde nicht lachen darüber.

Wie eine Krankheit

Wenn wir die Inflation mit einer medizinischen Analogie vergleichen, dann ist es sinnvoll, sich eine Reihe von Fragen zu stellen. Erstens: Was ist die Ursache der Krankheit? Zweitens: Was ist das Heilmittel, wenn überhaupt, für die Krankheit? Drittens: Welche Nebenwirkungen können

dieses Medikament haben? Und schliesslich: Was geschieht, wenn wir die Krankheit nicht heilen? Ist die Heilung allenfalls schlimmer als die Krankheit? Ich schlage vor, die Frage, die uns heute beschäftigt, unter diesen vier Gesichtspunkten zu erörtern.

Wenn wir uns der Ursache der Krankheit zuwenden, müssen wir zwischen der unmittelbaren oder direkten Ursache sowie der tieferen oder darunterliegenden Ursache unterscheiden. Die unmittelbare Ursache der Krankheit lässt sich sehr leicht feststellen. Schwieriger ist die Frage nach der tieferen Ursache der Krank-

Natürlich übernimmt keine Regierung gerne die Verantwortung für die schlechten Sachen, die sie tut.

heit. Die unmittelbare Ursache der Inflation ist immer und überall dieselbe: ein unangemessen schneller Anstieg der Geldmenge im Verhältnis zur Produktion beziehungsweise zum Output.

Wir haben viel historische Evidenz, um diese Schlussfolgerung zu untermauern, mit Belegen, die sich über Hunderte von Jahren und auf viele Länder erstrecken. Es hat noch nie eine lange, anhaltende Periode erheblicher Inflation gegeben, die nicht begleitet war von einem schnelleren

Anstieg der Geldmenge als der Produktion. Und es hat noch nie einen raschen Anstieg der Geldmenge im Verhältnis zur Produktion gegeben, der nicht von Inflation begleitet war.

Dies ist eine sehr einfache Aussage. Viele Menschen tun sich schwer damit, diesen Satz zu akzeptieren, aber ich bezweifle, dass es in der Wirtschaftswissenschaft irgendeine andere These gibt, für die derart viele empirische Belege vorliegen.

Ich möchte Ihnen heute eine kleine Auswahl aus diesem Beweismaterial in Form einiger Grafiken präsentieren, welche die Erfahrungen der letzten zehn Jahre wiedergeben. Es handelt sich dabei um einen Ausschnitt aus einem sehr viel breiteren Spektrum von Belegen, aber ich denke, sie können helfen, Sie davon zu überzeugen, dass die These, die ich soeben dargelegt habe, von einigem Wert ist.

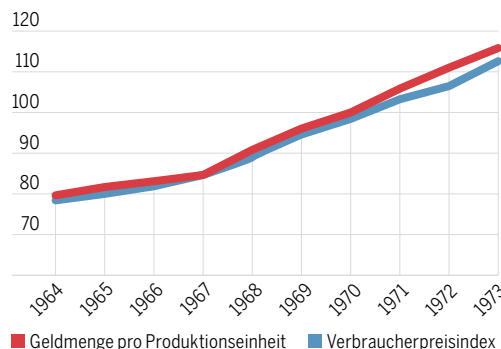
Geldmenge im Zentrum

Das erste Diagramm bezieht sich auf die Vereinigten Staaten für den Zeitraum von 1964 bis 1973. Gezeigt werden zwei Linien. Die rote Linie veranschaulicht die Geldmenge pro Produktionseinheit. Sie widerspiegelt die Gesamtgeldmenge – Bargeld in den Taschen der Menschen und ihre Einlagen bei den Geschäftsbanken –, und das Ganze geteilt durch die Gesamtproduktion, gemessen anhand des Sozialprodukts. Es sind Indexzahlen mit 1967 als Basis, das heisst, ich habe die Zahlen für jedes Jahr berechnet und sie alle durch den Wert für 1967 geteilt. Die blaue Linie ist der Verbraucherpreisindex, der ebenfalls auf der Basis von 1967 ausgedrückt wird. Die beiden Kurven starten am gleichen Punkt. Auffallend ist nun, dass sie über die gesamten zehn Jahre hinweg im Wesentlichen identisch sind.

Das ist weder ein Zufall noch ein statistisches Artefakt. Die Zahlen, aus denen die Geldwerte berechnet werden, sind völlig unabhängig von den Zahlen, aus denen die Preise berechnet werden. Es gibt einige geringfügige Abweichungen von der Linie, aber es ist klar, dass da das Preisniveau nach der Melodie der Geldmenge tanzte.

Die Preise tanzen nach der Geldmengen-Melodie

Entwicklung von Geldmenge und Preisen in den USA



QUELLE: MILTON FRIEDMAN



Katastrophaler Wertzerfall: Kunden der Berliner Reichsbank retten ihr Geld, 1923.



Grosse Depression: Arbeitslose in Cleveland auf Jobsuche, Ohio, 1930.

Das gilt für die Vereinigten Staaten. Sie könnten sagen: «Nun, das sind nur die Vereinigten Staaten, vielleicht gibt es bei uns etwas Besonderes.» Ich habe das gleiche Diagramm für eine Reihe anderer Länder erstellen lassen. Das nächste Diagramm ist für Deutschland. Die Geschichte ist fast die gleiche.

Vom Gold zur Notenpresse

Die Geschichte, die all diese Diagramme erzählen, wird auch von Daten für viel längere Zeiträume und für viele Länder auf gleiche Weise gestützt. Wir haben zufälligerweise Daten über Geld und Preise für die Vereinigten Staaten für hundert zurückliegende Jahre, für das Vereinigte Königreich für hundert Jahre, für Schweden für zweihundert Jahre und für Japan für hundert Jahre, und die Daten zeigen in allen

Fällen die gleiche Beziehung: Die Preise tanzen nach der Melodie jener Werte, die sich aus der Geldmenge pro Produktionseinheit ergeben.

Die tiefere und grundlegendere Frage ist, warum die Geldmenge schneller wächst als die Produktion. In früheren Zeiten war dies manchmal aus natürlichen Gründen der Fall. So kam es in den Vereinigten Staaten in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg aufgrund der Goldfunde in Kalifornien im Jahr 1848 zu einer beträchtlichen Inflation. Und die Welt erlebte in den 1850er Jahren eine ähnliche Inflation aufgrund der amerikanischen und der australischen Goldfunde, die etwa gleichzeitig erfolgten. Von 1890 bis 1913 gab es eine Inflation aufgrund der Entdeckung des Zyanidverfahrens zur Gewinnung von Gold aus weniger gehaltreichem Erz, was zu einem erheblichen Anstieg

der Geldmenge führte, was sich wiederum in den Preisen niederschlug.

In der heutigen Zeit haben solche Inflationsquellen jedoch eine geringe oder gar keine Bedeutung mehr, da wir kultivierter und weiser sind als unsere Vorfahren. Statt durch ein so barbarisches Relikt wie Gold lassen wir die Geldmenge durch unsere klugen Männer in Washington bestimmen. Was mit der Geldmenge geschieht, wird heute von der Regierungspolitik bestimmt – was bedeutet, dass die Inflation in den Vereinigten Staaten heute in Washington gemacht wird und nirgendwo sonst. Natürlich übernimmt keine Regierung gerne die Verantwortung für die schlechten Sachen, die sie tut. Sie ist mehr als bereit, die Lorbeeren für die guten Dinge zu ernten, die andere Menschen in die Wege leiten, aber sie ist nie bereit, die Verantwortung für Negatives zu übernehmen, das sie selbst angerichtet hat.

Ausreden

So schiebt die Regierung die Schuld an der Inflation etwa auf arabische Scheichs, die den Ölpreis erhöhen, oder auf Gewerkschaftsführer, die die Arbeitnehmerlöhne in die Höhe treiben, auf raffgierige Geschäftsleute oder auf Naturkatastrophen, die der landwirtschaftlichen Produktion zusetzen. All das sind Ausreden, Sündenböcke. Nichts von dem hat auf wichtige Art und Weise mit der Inflation zu tun. Sie haben mit relativen Preisen zu tun, also etwa mit dem Ölpreis im Vergleich zur Notierung anderer Güter, mit der Lohnentwicklung in einer Branche im Vergleich zu einer anderen und so weiter, aber sie haben grundsätzlich nichts mit der Inflation zu tun.

Wie die Diagramme und andere Belege zeigen, kommt es zu Inflation, wenn die Geldmenge schneller steigt als die Produktion – unabhängig davon, ob es eine Ölkrise gibt oder nicht, ob es Gewerkschaften gibt oder nicht, ob es raffgierige Geschäftsleute gibt oder nicht. Die Inflation wird in Washington produziert, und sie wird von der Regierung produziert.

Wir müssen uns fragen, warum sie sie produziert. Warum haben die Regierungen in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern die Geldmenge schneller erhöht als die Produktion, und warum haben sie die Inflation erzeugt? Ich glaube, dass es dafür drei wesentliche Gründe gibt.

Ein erster Grund, der seit vielen, vielen Jahrhunderten wichtig ist, besteht darin, dass die Regierung unter Druck steht, Geld auszugeben, gleichzeitig aber auch unter Druck, die Steuern nicht offen sichtbar zu erhöhen. So wird sie praktisch gezwungen, zur versteckten Steuer der Inflation Zuflucht zu nehmen. Aus dieser Sicht muss man sagen, dass das amerikanische Volk wesentlich für die Inflation verantwortlich ist. Sie und ich, wir senden Botschaften nach Washington und teilen



Liberal inspiriertes Wirtschaftsdenken: Verleihung der Freiheitsmedaille durch US-Präsident Reagan, 1988; Friedman an der Notenpresse, 1980.

unseren Vertretern mit, wir wollten, dass sie mehr Geld für «gute» Programme ausgaben. Das heisst, wir wollen, dass sie mehr Geld für uns ausgeben. In unserer Eigenschaft als Bürger haben wir jedoch auch gesagt: «Erhöht aber nicht unsere Steuern.»

Und der Kongress hat uns zugehört: Er hat mehr ausgegeben und unsere Steuern nicht erhöht. Stattdessen hat er eine Politik verfolgt, die dazu führte, dass diese Ausgaben durch das Drucken von immer mehr Geld bezahlt werden. Das ist der Grund, warum die Geldmenge zum Teil so schnell gestiegen ist.

Verpflichtung zur Vollbeschäftigung

Inflation ist eine Form der Besteuerung, die eine ganz besondere Eigenschaft hat. Sie ist die einzige Form der Besteuerung, die eingeführt werden kann, ohne dass jemand dafür stimmt. Kein Kongressabgeordneter musste jemals aufstehen und sagen: «Ich stimme für die Inflation», aber das bedeutet nicht, dass es sich nicht um eine Besteuerung handelt. In direkter Form erfolgt dies durch die Noten, die gedruckt werden, um Regierungsrechnungen zu bezahlen. Indirekt ist sie insofern eine Form der Besteuerung, als die Menschen durch die Inflation in immer höhere Steuerklassen rutschen und somit höhere Steuersätze zahlen müssen, ohne dass sich das Gesetz ändert.

Wenn die Preise um 10 Prozent steigen und Ihr Einkommen ebenfalls um 10 Prozent steigt, könnte man meinen, Sie befänden sich real in der gleichen Lage. Aber im Durchschnitt erhöht sich die von Ihnen zu zahlende Einkommenssteuer um etwa 15 Prozent. In gleicher Weise belastet die Inflation das Kapital, weil unsere Steuergesetze die Inflation bei der Berechnung der Abschreibung nicht angemessen berücksichtigen. Unternehmen dürfen ihr Anlagekapital nur zu den ursprünglichen Kosten ab-

schreiben und die Auswirkungen der Inflation nicht berücksichtigen.

Ein sehr wichtiger Grund, warum wir die Geldmenge zu stark erhöhen, liegt also darin, dass damit eine Besteuerung ohne politischen Genehmigungsprozess möglich ist: *taxation without representation* – eine versteckte Besteuerung. Ich darf Ihnen sagen, dass dieser Grund uralt ist. Jeder Herrscher, der es für nötig hielt, Geld auszugeben, und kein Volk hatte, das bereit war, die entsprechenden Steuern zu zahlen, hat dazu Zuflucht genommen, seine Währung abzuwerten und die nötigen Mittel durch Inflation einzutreiben. Das galt für die alten römischen Kaiser ebenso wie für den modernen Kongress in Washington.

Ein zweiter und sehr viel modernerer Grund für die Inflation ist der, dass die Verpflichtung zur sogenannten Vollbeschäftigung, die «Vollbeschäftigungspolitik», enorm breite Akzeptanz findet. Der Öffentlichkeit wurde beigebracht, dass immer dann, wenn etwas nicht in Ordnung ist, die Lösung darin liege, dass Washington etwas dagegen unternehme. Vor allem wenn die magische Zahl, auf die wir so ängstlich

Inflation ist die einzige Form der Besteuerung, die eingeführt werden kann, ohne dass jemand dafür stimmt.

schauen – die gemeldete Arbeitslosenquote –, um ein halbes Prozent ansteigt, muss die Regierung unbedingt etwas dagegen tun. Das Ergebnis war, dass die Regierung den Versuch machte, irgendwie dagegenuhhalten. Wann immer sich eine vorübergehende oder geringfügige Rezession abzeichnete, sprang sie in die Bresche, indem sie ihre Ausgaben erhöhte – und die Notenbank Federal Reserve kooperierte, indem diese mehr Geld druckte. Das Ergebnis: Es wurde ein

Prozess in Gang gesetzt, der zur Inflation führte. Ich werde auf diesen Punkt etwas später zurückkommen.

Ein dritter Grund, warum es in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern zu einem allzu schnellen Anstieg der Geldmenge gekommen ist, liegt in den Fehlern der Zentralbanken. Leider sind die Zentralbanker dieser Welt von falschen Theorien ausgegangen. Sie glaubten, sie hätten etwas mit den Zinssätzen zu tun, während es in Wirklichkeit ihre Aufgabe ist, die Geldmenge zu kontrollieren. Bei dem Versuch, die Zinssätze niedrig zu halten, haben sie Inflation erzeugt, mit dem Endergebnis, dass die Zinssätze auf ein viel höheres Niveau kletterten, als sie es bei einer angemesseneren Geldpolitik der Zentralbanken erreicht hätten.

Nun kommen wir von der Ursache zur Frage der Heilung, und die Antwort ist sehr einfach. Es ist kein Problem, die Inflation zu stoppen. Wir wissen, wie man es macht. Jeder Wirtschaftswissenschaftler weiss, wie man es macht. Ich kann es ganz direkt sagen: Die einzige Möglichkeit, die Inflation zu heilen, besteht darin, die Ausgaben nicht so schnell wachsen zu lassen. Die einzige Möglichkeit besteht darin, dass die Regierung weniger ausgibt und weniger Geld druckt. Die einzige Möglichkeit, die Inflation zu heilen, besteht darin, das Wachstum der Geldmenge einzudämmen. Es gibt keine andere Möglichkeit, dies zu tun. Es gibt kein anderes Mittel, mit dem wir die Inflation bremsen können.

Das Problem ist jedoch nicht, wie man die Inflation stoppen kann. Das Problem ist, den politischen Willen dazu zu haben. Um bei meiner medizinischen Analogie zu bleiben: Da erzählte mir ein Arzt, der mich vor einiger Zeit untersuchte, die Geschichte eines Patienten, der an einer Krankheit leidet, einer schrecklich schwächenden Krankheit: Ein ziemlich junger

Mann verlor buchstäblich seine Finger, Zehen und so weiter. Der Arzt sagte, es gebe kein Problem, die Krankheit zu heilen: Der Patient müsse nur mit dem Rauchen aufhören. Aber der Patient konnte nicht mit dem Rauchen aufhören. Nun frage ich: Ist das eine heilbare Krankheit oder nicht? Im einen Sinn ist sie heilbar, im andern nicht.

Das ist genau das Problem, das wir mit der Inflation haben. Die Inflation ist durchaus heilbar. Man kann sie kurieren, indem man nicht so viel Geld druckt, das Geldmengenwachstum verlangsamt. Aber haben wir den Willen, die Inflation zu heilen? Die Antwort lautet meiner Ansicht nach, dass wir im Moment nicht den nötigen Willen dazu haben. Ich bin zuversichtlich, dass wir ihn mit der Zeit aufbringen werden. Im Moment fehlt er aber, und deshalb werden wir so weitermachen wie der junge Patient und ein Glied nach dem anderen verlieren, die Krankheit ihren Tribut fordern lassen.

Der Wille ist schwach

Der Grund dafür, dass wir den politischen Willen nicht haben, lässt sich mit einer anderen Analogie darlegen. Die Inflation ist dem Alkoholismus sehr ähnlich. Wenn ein Mann am Abend das Saufgelage beginnt, stellen sich die positiven Wirkungen als Erstes ein. Die negativen Auswirkungen kommen erst am nächsten Morgen, wenn der Kater da ist. Genauso verhält es sich mit der Inflation. Wenn ein Land zum ersten Mal einen Inflationsrausch erfährt, erleben die Bürger eine Zeitlang ein Gefühl der Euphorie, weil sie nicht begreifen, was da passiert. Es gibt einen Boom, die Wirtschaft prescht voran. Die negativen Auswirkungen folgen erst später in Form von Preissteigerungen, und mit den höheren Preisen kommt es dann auch zu der von allen beklagten «Stagflation», Inflation bei wirtschaftlicher Stagnation.

Ganz anders ist es, wenn ein Alkoholiker versucht, trocken zu werden und sich zu heilen. Dann treten die negativen Auswirkungen zuerst ein, die günstigen Wirkungen kommen später. Der Alkoholiker durchläuft zunächst alle Entzugserscheinungen, bevor er in die vorteilhafte Lage kommt, kein Verlangen mehr nach Alkohol zu haben. Wenn ein Land versucht, die Inflation zu bekämpfen, sind die ersten Auswirkungen ebenfalls schlecht: langsames Wachstum, Arbeitslosigkeit, sogar eine Rezession. Die willkommenen Auswirkungen stellen sich erst später ein.

Wir haben im Moment nicht die Geduld, die Kur durchzuziehen. Wir reden immer so, als wäre die Inflation ein unausweichliches Übel. Wir reden so, als ob die Inflation allen schade. Die Wahrheit ist jedoch, dass sehr viele Menschen von der Inflation profitieren. Die Kongressabgeordneten, die höhere Ausgaben beschliessen konnten, aber keine Steuern zur Finanzierung dieser Ausgaben erheben mussten,

sind Gewinner. Die Hälfte der Menschen in diesem Land, die Häuser besitzen, haben in Form von Kapitalgewinnen profitiert, auf Kosten der armen Trottel, die ihr Geld in Spar- und Darlehenskassen gesteckt haben, nur um zu sehen, wie es von der Inflation aufgefressen wird.

Es gibt viele Gewinner und viele Verlierer. Einer der grössten sozialen Schäden, die die Inflation mit sich bringt, entsteht gerade dadurch, dass Menschen sowohl gewinnen als auch verlieren. Man führt also eine scharfe soziale Spaltung der Gesellschaft ein zwischen den Gewinnern auf der einen Seite und den Verlierern auf der anderen Seite.

Wenn wir die Inflation bekämpfen, wird dies unweigerlich zu einer vorübergehenden Phase langsameren Wirtschaftswachstums und höherer Arbeitslosigkeit führen. Der Grund dafür ist sehr einfach. Um die Inflation zu bekämpfen,

Menschen anpassen, endet die Verlangsamung, und das Wirtschaftswachstum setzt sich mit einer niedrigeren Inflationsrate fort.

Ist die Kur nötig?

Das Gleiche geschieht in der anderen Richtung. Die Inflation führt nicht zu einem Rückgang der Arbeitslosigkeit. Nur eine unvorhergesehene Inflation, die im Allgemeinen einen Anstieg der Inflationsrate bedeutet, reduziert die Arbeitslosigkeit. Wiederum ist es wie bei einer Droge. Ein Süchtiger mag zunächst von sehr kleinen Dosen einen Rausch bekommen. Dann, wenn er sich an die Droge gewöhnt hat, braucht er immer grössere Dosen. Mit der Inflation verhält es sich genauso. In den Jahren 1960 bis 1965 war eine Inflation von 2 Prozent ein Anreiz für die Vereinigten Staaten.

Heute reicht eine Inflation von 10 oder 12 Prozent nicht mehr aus, um einen Anreiz zu bieten. Wir müssten schon 15 Prozent sehen, um einen Anreiz zu erhalten. Und das Gleiche gilt in umgekehrter Richtung. Wenn man die Inflation zum ersten Mal senkt, führt das vorübergehend zu einer Verlangsamung der Wirtschaft und zu schwächerem Wachstum, aber wenn man sich darauf einstellt, kann das Wachstum wieder anziehen. Langfristig gesehen, gibt es keinerlei Zusammenhang zwischen der Inflationsrate und dem Wirtschaftswachstum oder der

Der Alkoholiker durchläuft alle Entzugserscheinungen, bevor er kein Verlangen mehr nach Alkohol hat.

Höhe der Arbeitslosigkeit. Wir können Vollbeschäftigung mit null Inflation haben. Wir können Vollbeschäftigung mit einer Inflationsrate von 10 Prozent pro Jahr haben, vorausgesetzt, beide sind konstant.

Ein Zusammenhang besteht indessen zwischen der Veränderung der Inflationsrate und der Arbeitslosigkeit. Im Moment müssen wir die Inflationsrate senken, und das ist es, was die Nebeneffekte verursacht.

Nun können wir fragen, wie Sie sicher Ihren Arzt fragen würden, was denn die Folgen sind, wenn wir die Kur nicht machen. Die Kur beinhaltet, dass wir eine zwei- oder drei- oder vielleicht vierjährige Periode relativ langsamen Wirtschaftswachstums und relativ hoher Arbeitslosigkeit durchlaufen. Vielleicht ist es besser, die Krankheit zu ertragen. Wenn wir die Inflation nicht heilen, wird das meiner Meinung nach auch Arbeitslosigkeit zur Folge haben, das haben wir gesehen. Wenn die Inflation in Gang kommt, sieht sich die Regierung unweigerlich veranlasst, Massnahmen zu ergreifen, um zu versuchen, die Symptome der Inflation zu bekämpfen. Diese Aktionen führen zu Verzerrungen, Engpässen, Ineffizienzen, geringerer Produktion und höherer Arbeitslosigkeit.



muss man die Gesamtausgaben drosseln. Zunächst einmal weiss der Arbeitgeber, der Produzent oder der Arbeitnehmer bei einer Verlangsamung der Ausgaben nicht, ob diese Verlangsamung das Ergebnis von etwas ist, das speziell ihn betrifft, ob sie speziell für die Automobilindustrie oder speziell für die Schuhindustrie gilt oder ob sie die gesamte Wirtschaft betrifft. Ausserdem wurden die Lohn- und Kaufverträge in Bezug auf die erwartete Inflationsrate abgeschlossen – das wurde in die Lohn- und Preisverträge eingebaut. Eine Zeitlang führt die Verlangsamung der Ausgaben also zu einem Rückgang der Produktion, zu einer langsameren Wachstumsrate der Produktion, bis die Menschen davon überzeugt sind, dass die Gesamtnachfrage gesunken ist und sie ihre Verträge neu anpassen können. Dann, wenn sich die

keit. Das ist das Phänomen, das «Stagflation» genannt wurde.

Wenn wir diesen Weg fortsetzen und uns für eine höhere Inflation entscheiden, können wir meiner Meinung nach die höhere Arbeitslosigkeit für eine kurze Zeit hinausschieben, aber früher oder später werden wir eine noch schwerere Rezession und eine noch höhere Arbeitslosigkeit haben. Die Wahrheit ist, dass wir nur eine Wahl haben: Wollen wir Arbeitslosigkeit ohne Inflation, oder wollen wir Arbeitslosigkeit mit Inflation haben? Das ist die Wahl. Die Wahl oder der Kompromiss, wenn es denn einen gibt, besteht zwischen einer leichten Arbeitslosigkeit jetzt und einer schwereren Arbeitslosigkeit etwas später.

Gas, Bremse, Gas, Bremse

Ich möchte diese grundlegende Situation, über die wir gesprochen haben, aus einer etwas längerfristigen Sicht betrachten, und zwar aus zwei leicht unterschiedlichen Blickwinkeln. Erstens möchte ich die derzeitige Situation in den USA in einen längerfristigen wirtschaftlichen Kontext stellen, der viele meiner Bemerkungen veranschaulichen wird. Zweitens möchte ich das ganze Bild in eine breitere gesellschaftliche Perspektive rücken.

Wir neigen dazu, unsere gegenwärtige Erfahrung als einzigartig zu betrachten, aber das ist sie nicht. Wir haben eine Reihe von wiederkehrenden Episoden durchlaufen, die spätestens 1960 begannen. Im Jahr 1960 hatten wir praktisch keine Inflation. Das Jahr begann mit einer Null-Inflation, weil die Vereinigten Staaten acht Jahre lang einen unpolitischen Präsidenten hatten, der bereit war, die politischen Geschicke seines Nachfolgers zu opfern, um stabile Preise zu erreichen. So begannen wir das Jahr 1960 mit relativ stabilen Preisen. Dann gab es Druck, das Land wieder auf Trab zu bringen. Es gab Druck, die Staatsausgaben zu steigern, die Beschäftigung zu erhöhen. Dieser Druck äusserte sich in einer inflationären Finanz- und Geldpolitik – in höheren Ausgaben, Steuer-senkungen, schnellerer Erhöhung der Geldmenge. Dies führte allmählich zu einer schleichenden Inflation.

Etwa 1966 begann man, sich über die schreckliche Inflation, die wir damals erlebten, Sorgen zu machen. Diese Inflation war auf das unglaubliche Niveau von 3 bis 3,5 Prozent pro Jahr gestiegen. Folge war die Reaktion, etwas gegen die Inflation zu unternehmen. Die Federal Reserve zog die geldpolitische Bremse scharf an. Dies führte zu einer Verlangsamung der Inflationsrate auf etwa 2,5 Prozent im Jahr 1967, aber auch zu einer Mini-Rezession, also genau zu dem Effekt, den ich vorhergesagt habe. Wenn man die Inflation abbremst, kommt es zu einer vorübergehenden Rezession.

Aber Rezession und damit einhergehende steigende Arbeitslosigkeit erzeugten enormen

politischen Druck, etwas dagegen zu unternehmen. «Oh, das können wir nicht dulden. Wir müssen etwas gegen die Arbeitslosigkeit tun», hiess es. Also wurde die Politik umgepolt. Die Federal Reserve wechselte von der Bremse auf das Gaspedal. Die Staatsausgaben stiegen schneller. Die Rezession war beendet, aber wir stürzten in eine weitere inflationäre Episode. Diesmal schnellte die Inflationsrate Ende 1969 auf 7 Prozent hoch. Wieder einmal waren alle

Wir neigen dazu, unsere gegenwärtige Erfahrung als einzigartig zu betrachten, aber das ist sie nicht.

über die Inflation besorgt: Wir mussten etwas gegen die Inflation unternehmen. Die Zusatzsteuer wurde 1968 eingeführt. Die Federal Reserve trat schliesslich 1969 auf die Bremse, und es kam zur Rezession 1970 – einer sehr milden Rezession. Aber nach einer gewissen Zeit ging die Inflation auf etwa 4,5 Prozent zurück. Mitte 1971, als Nixon Lohn- und Preiskontrollen einführte, angeblich wegen unerträglicher Inflation, war die Inflationsrate bereits auf etwa 4,5 Prozent gesunken. Verdeckt durch Lohn- und Preiskontrollen begannen wir erneut eine inflationäre Geld- und Finanzpolitik. Die Staatsausgaben schossen in die Höhe.

Die Wachstumsrate der Geldmenge stieg dramatisch an. Das Ergebnis war ein weiterer Inflationsschub, der zwangsläufig die Lohn- und Preiskontrollen durchbrach und uns das heutige Inflationsniveau von 12 Prozent bescherte. Merken Sie sich diese Zahlen. Was wir erlebt haben, ist eine Abfolge von Zyklen. Die Inflation hat sich beschleunigt, und zwar nicht kontinuierlich, sondern als Ergebnis einer Überreaktion auf die vorübergehenden Rezessionen, die den Zeitablauf unterbrochen haben.

Diese Zahlen sind faszinierend für die Zukunft. Betrachtet man die niedrigste Rate, so markierte sie die Talsohle 1960 bei etwa 1 Prozent, 1966 bis 1967 bei 3 Prozent und 1971 bei 4,5 Prozent. Es würde mich nicht wundern,



wenn wir erneut versuchen würden, die Inflation zu bremsen. Wir sind wieder in eine Rezession hineingeraten. Die Federal Reserve ist im Juni dieses Jahres erneut auf die Bremse getreten, und ich denke, die Inflation wird sich bis Mitte des kommenden Jahres auf «nur» 6 oder 7 Prozent abschwächen. Dies sind die Muster der Talsohle: 1 Prozent, 3 Prozent, 4,5 Prozent, 6 Prozent oder 7 Prozent. Schauen Sie sich nun die Höchststände an: 4,5 Prozent im Jahr 1966, 7 Prozent im Jahr 1969 und 12 Prozent im Jahr 1974. Wenn wir so weitermachen, und ich fürchte, das werden wir, was wird dann passieren?

Im Sommer 1975, im kommenden Sommer, wenn die Inflation auf 6 bis 7 Prozent zurückgeht, werden alle aufatmen und sagen, dass wir den alten Teufel Inflation besiegt haben, und vorschlagen, dass wir uns unserem eigentlichen Feind zuwenden und etwas gegen die Arbeitslosigkeit unternehmen. Dieser Prozess hat bereits begonnen, und er wird zu einer Erhöhung der Staatsausgaben und zu einem schnelleren Geldmengenwachstum führen.

Gefahr für die Gesellschaft

Im Grunde ist das Inflationssyndrom, von dem ich gesprochen habe, Ausdruck eines viel grundlegenderen Problems: Das ist die veränderte Einstellung der Öffentlichkeit gegenüber der Rolle des Staates in unserer Gesellschaft. Wir sind von der Ansicht, dass der Staat ein Schiedsrichter und der Einzelne für sein eigenes Verhalten verantwortlich ist, zur Auffassung übergegangen, dass der Staat alle Probleme löse, der grosse Bruder und für alles verantwortlich sei, was mit uns geschieht. Die Quelle unseres Inflationsdrucks ist, im Grunde genommen, in diesem Phänomen zu suchen. Das ist der Grund dafür, dass wir uns auf die Inflation als Art der Besteuerung verlegen müssen. Wenn wir auf diesem Weg weitergehen, wenn wir weiterhin versuchen, das Problem durch Inflation zu lösen, dann fürchte ich, dass das Ergebnis die Zerstörung unseres freien politischen Systems sein wird.

Langfristig gesehen, scheint es mir für die Gesundheit unserer freien Gesellschaft absolut unerlässlich zu sein, dass wir der Inflation ein Ende setzen und ein öffentliches Verständnis entwickeln, das uns dazu bringt, so schnell wie möglich die richtige Politik zu verfolgen.

Beim hier vorliegenden Text handelt es sich um einen gekürzten Vortrag Milton Friedmans: «Is Inflation a Curable Disease?» Alex-C.-Walker-Gedenkvorlesung, Dezember 1974, Pittsburgh.

Quelle: Milton Friedman papers, Hoover Institution Library & Archives

LITERATUR UND KUNST

Warum die Jahre
1971 und 1972
die kreativsten
der Rockmusik waren.
Jean-Martin Büttner, Seite 64

Herausgegeben von Daniel Weber

Lucian Freud, Queen Elizabeth II, 2001 – Wie viele Bilder gibt es von der englischen Königin, die letzte Woche 96 Jahre alt wurde und sich so langsam von der Idee der Unsterblichkeit verabschiedet? 100 000, eine Million, eine Milliarde, wenn man an die Banknoten denkt, noch mehr vielleicht? Und seltsam, keines hat sich eingepägt, kein Ur-Bild, wenn man so will, erscheint vor dem geistigen Auge, man sieht vor lauter Bildern das Bild nicht mehr. Bilderfluten ertränken ihre eigenen Bilder.

Lucian Freud (1922–2011) war 78 Jahre alt, als er sich entschloss, Queen Elizabeth II. zu malen und ein von seiner Beliebtheit befreites Bild für die Ewigkeit zu schaffen. Es kam nicht gut an, wurde für eine Majestätsbeleidigung gehalten, als Travestie, und der Hoffotograf der Boulevardzeitung *The Sun*, angesäuert wohl, weil seine Bilder nie ein Bild ergaben, befand, das Bild gehöre ins WC und Freud solle im Tower eingesperrt werden.

Freud galt damals als Grossbritanniens grösster Maler, meist malte er Porträts, schonungslos. Er ging nicht so weit wie sein Freund Francis Bacon, der einen Hang zur Fratze hatte, Freud war subtiler, er malte all die Schatten des Lebens in den Gesichtern, die Verletzungen, die Missverständnisse, die Enttäuschungen, die Trauer, die Falten der Bitternis, die unermüdlich die Lebensfreude erdrücken wollen, nie laut, sondern stets stumm.

Vielleicht liegt diese Zärtlichkeit in der Darstellung des vielschichtigen Leides an seiner Herkunft. Lucian war der Enkel von Sigmund Freud, dem Pionier und Meister der Seelenklärer, dem Kapitän all der Tiefen und Untiefen in den Tümpeln und Ozeanen des Seins.

Lucian machte in jedem seiner Porträts die Persönlichkeitstheorie seines Grossvaters sichtbar, unbewusst wohl, das «Es», das «Ich» und das «Über-Ich», diese Tiefenströmungen des Seins zwischen Trieb, Handeln und Moral. Nie sind seine Bilder beschönigt, ihre Schönheit liegt einzig in der Wahrheit, der sie ein Gesicht geben.

Michael Bahnerth



Kapitän der Tiefen und Untiefen in den Tümpeln des Seins.

Propaganda ist gut

Lesen Sie diesen Text. Er macht sie schöner, erfolgreicher und intelligenter.
Das bestätigen Nobelpreisträger und Stars.

René Zeyer

Edward Bernays: Propaganda.
Die Kunst der Public Relations. Orange-Press.
160 S., Fr. 23.90

Jonathan Gottschall: The Storytelling Animal.
Houghton Mifflin. 272 S., Fr. 19.90

Jonathan Gottschall: The Story Paradox.
Basic Books. 272 S., Fr. 38.90

Reingefallen. Aber neugierig geworden. Der Homo oeconomicus, der zweckrational nach seinen besten wirtschaftlichen Interessen handelnde Mensch, war eine Fiktion von Ökonomen, damit sie ihn in ihre Formeln quetschen konnten. Der Homo sapiens ist auch so eine Fiktion. Schon als Einzelwesen ist er gar nicht so wissend oder verständig, in der Massengesellschaft sinkt sein IQ auf den der minderbemitteltesten Teilnehmer, wie Gustave Le Bon als Erster herausfand.

Die Bedeutung von Propaganda, ihre Wirkung, Sichtweisen zu formen und Verhalten zu steuern, kann gar nicht überschätzt werden. Seit 1622 in der Gegenreformation die «Sacra Congregatio de Propaganda Fide» in Betrieb gesetzt wurde, haben Methoden und Erkenntnisse bedeutende Fortschritte gemacht. Diese Heilige Kongregation existiert bis heute, nun zur «Evangelisierung der Völker». Ob das ewige Seelenheil der Menschen oder die Absichten eines weltlichen Herrschers propagiert werden sollen, es geht immer um Beeinflussung, um das Triggern von Verhaltensweisen.

Geradezu erfrischend offen beschreibt Edward Bernays in seinem Standardwerk «Propaganda» die Absicht und Wirkungsweise. Denn 1928 war der Begriff nur leicht negativ konnotiert: «Die Eliten müssen sich der Propaganda dauerhaft und systematisch bedienen.» Da deren Eigeninteresse mit dem öffentlichen Interesse zusammenfalle, könne so «der Fortschritt und die Entwicklung Amerikas» vorangetrieben werden. Denn geführt durch Kirche oder Elite, die Masse muss in die richtige Richtung bewegt werden: «Kein ernsthafter Sozialwissenschaftler glaubt noch, dass des Volkes

Stimme von besonderer Göttlichkeit oder erhabener Weisheit beflügelt sei. Vielmehr ist sie Ausdruck des Volksempfindens, welches wiederum von Anführern gesteuert ist. Die Volksmeinung setzt sich zusammen aus überlieferten Vorurteilen, Symbolen und Klischees und den griffigen Sprüchen, die die Anführer dafür gefunden haben.»

Propaganda ist der Transmissionsriemen, der die Lücke zwischen Intellektuellen und der Gesellschaft überbrückt. Bernays, ein Neffe von Sigmund Freud, war bis zum Ende seines eine biblische Zeitspanne umfassenden Lebens überzeugt (1891 in Wien geboren, 1995 in New York gestorben), dass Propaganda, besser: Public Relations oder Öffentlichkeitsarbeit, eine richtige

Unsere Wahrnehmung wird immer mehr «durch den Krieg rivalisierender Erzähler» bestimmt.

und sinnvolle Methode sei, durch unsichtbare Beeinflussung die Massen dorthin zu bewegen, wo sie nach Ansicht von Eliten hingehörten. Das hat er nicht nur aufs gesellschaftlich-politische Gebiet angewendet; auch Werbekampagnen begründeten Bernays' Ruf als einer der erfolgreichsten Manipulatoren aller Zeiten. Dennoch blieb er ausserhalb von Fachkreisen bis heute weitgehend unbekannt.



Es gelang ihm zwar nicht, den seit dem Ersten Weltkrieg zunehmend negativ besetzten Begriff Propaganda zu rehabilitieren. Aber seine Beschreibung von PR als rationales, richtiges und wissenschaftliches Verfahren zur nützlichen Steuerung der öffentlichen Meinung ist eine faszinierende Lektüre. Weil er das Instrumentarium, die Beeinflusser, die Führungsfiguren, die überlegene Wirkung von Gefühlen über Vernunft, das Appellieren ans Unterbewusstsein, also all die Tricks und Mittel moderner Spindoktoren, bereits 1928 beschrieb.

Wirkmacht einer Kürzest-Story

Nicht nur Goebbels, alle grossen Propagandisten bedienen sich seither seiner Erkenntnis, dass bei Gruppen anstelle von Gedanken Impulse, Gewohnheiten und Gefühle dominieren, wobei das Vorbild eines Führers ausschlaggebend ist. Steht das nicht zur Verfügung, «muss die Herde für sich selbst denken. Dabei greift sie zurück auf Klischees, Schlagworte oder Bilder».

Aus dem reichen Erfahrungsschatz seiner erfolgreichen Karriere greift Bernays eine Fülle von Beispielen heraus: Wie er die Frühstücksgewohnheiten der Amerikaner änderte und ihnen Speck mit Eiern schmackhaft machte; oder das Gerücht streute, dass Guatemala kommunistisch unterwandert werde. Im Auftrag der United Fruit Company trug Bernays dazu bei, dass die demokratisch gewählte Regierung 1954 gestürzt wurde, die zwar keineswegs kommunistisch war, aber die Profitinteressen des Multis bedrohte.

Heutzutage würde kein Propagandist, PR-Berater oder Spindoktor so offen und skrupellos über seine Methoden schreiben. Obwohl es die gleichen geblieben sind. Im Film «Wag the Dog» von Barry Levinson gibt es die grossartige Szene, wo der US-Präsident fragt, was man gegen seine sinkenden Umfragewerte unternehmen könne. Der Spindoktor denkt kurz nach und sagt dann: «Wir sind im Krieg.» «Das wüsste ich aber», sagt der Präsident, «und gegen wen?» «Daran arbeite ich noch», erwidert der PR-Könner.

In den knapp hundert Jahren seit der Erstpublikation von «Propaganda» hat sich nichts



Archetyp des Kampfes von Gut gegen Böse: PR-Erfinder Bernays.

Grundlegendes geändert. Die Methoden wurden einfach raffinierter. Und es rückte immer mehr in den Fokus, dass die Wahrnehmung der Welt nicht durch wissenschaftlich-rationale Erkenntnisse gesteuert wird. Sondern durch Storys. Durch Erzählungen. Herausragend das Beispiel, wie eine kuwaitische Krankenschwester 1990 vor der Uno und auf allen TV-Kanälen mit tränenerstickter Stimme erzählte, wie entmenschte Soldaten des irakischen Diktators bei der Invasion Kuwaits Babys aus ihren Brutkästen gerissen und auf den Boden geschleudert hätten. Eine gute Story, hätte Bernays anerkennend gesagt. Bei der Krankenschwester handelte es sich um die Tochter des kuwaitischen Botschafters in den USA, und der PR-Stunt war von der Agentur Hill & Knowlton im Auftrag Kuwaits inszeniert worden.

Legendär ist die Anekdote über die Wirkmacht einer Kürzest-Story. Häufig wird sie Ernest Hemingway zugeschrieben, der mit seinen Zechkumpanen gewettet haben soll, dass er sie mit einer nur fünf Wörter umfassenden Erzählung tief berühren könne. Die Wette galt, und Hemingway hob an: «Zu verkaufen: Baby-schuhe, nie getragen.»

Daraus macht der US-Autor Jonathan Gottschall eine ganze Theorie der Wirkmacht der Geschichtenerzähler. In zwei Büchern, leider nicht auf Deutsch übersetzt, knüpft er an die Verurteilung von Erzählungen durch Platon an: «Könnte es nicht sein, dass selbst die grössten Beispiele von Erzählungen, die homerischen Epen, die grossen Theaterstücke,

tiefe religiöse Mythen mehr schaden als nützen?» Denn Geschichten sind Empathie-Maschinen, lösen mächtige Emotionen aus.

Dabei schlägt Dramatisierung die Rationalisierung: «Grosse Geschichtenerzähler ahmen den Trick des Kuckucks nach: Sie machen uns glauben, dass die Meinungen, die sie wie Eier in unseren Kopf gelegt haben, in Wirklichkeit unsere eigenen seien.» Die schreckliche Folge: Durch die Zersplitterung der Wahrnehmung der Wirklichkeit, durch das Aufkommen von Social Media, von Facebook als der «grössten Mind-control-Maschine in der Geschichte», löst sich ein allgemeiner Konsens über die Wirklichkeit auf. Unsere Wahrnehmung wird immer weniger durch Fakten bestimmt, immer mehr «durch den Krieg rivalisierender Erzähler».

Bitte mit Happyend

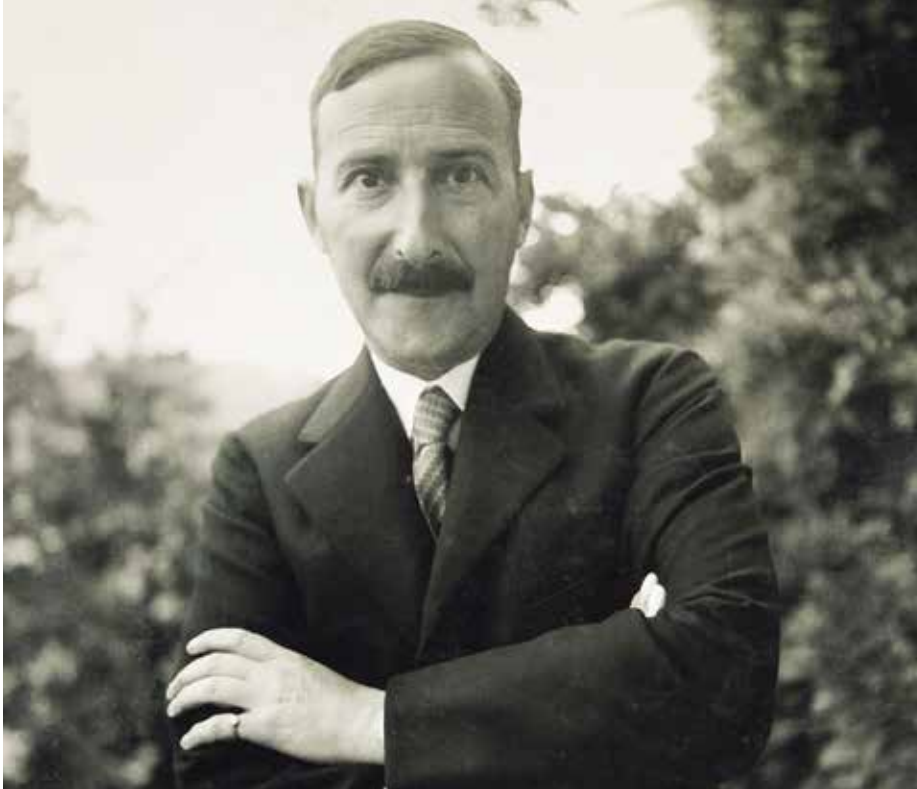
In seinem ersten Buch, «The Storytelling Animal» von 2012, betonte Gottschall noch die positiven Aspekte der Wirkmacht von Erzählungen. (Hier bedienten sich übrigens die Autoren des 2021 erschienenen Sachbuchs «Erzählende Affen» in geradezu unverschämter Manier.) Sozusagen die dunkle Seite der Macht von Erzählungen beleuchtet Gottschall in seinem Ende letzten Jahres erschienenen «The Story Paradox». Statt Homo sapiens sollte der Mensch eher Homo fictus, also Geschichtenmensch heissen.

Der Erfolg einer Story hänge nicht von der Nähe zur Wirklichkeit ab, sondern von dem, was wir moderndeutsch Narrativ nennen. Hier gibt es die ewigen Archetypen des Kampfes von

Gut gegen Böse, und es ist gewünscht, dass die Erzählung mit einem Happyend schliesst. Dabei ersetzen die Medien immer mehr die Wirklichkeit. «Der durchschnittliche Amerikaner verbringt fast zwölf Stunden pro Tag mit dem Konsum von Medien, davon 4,5 Stunden TV.» Neue Formen der Manipulation durch die sozialen Medien sind spätestens seit den letzten US-Wahlkämpfen bekannt. Gottschall berichtet von einer Einladung durch die US-Armee, die die Wirkmächtigkeit von Storys als Teil der psychologischen Kriegsführung untersuchen wollte.

Während früher Erzählungen als Transportmittel für Erfahrungen dienten («Ich habe jemanden diese Früchte essen und daran sterben gesehen»), geben sie heute über Plattformen wie Facebook oder Twitter die Möglichkeit zum Eskapismus. Während es früher Verschwörungstheorien gab, gibt es heute Verschwörungserzählungen. Wirkmacht entfalten nicht mehr die Erkenntnisse fördernden Storys.

Scheherazade erzählte noch um ihr Leben, biblische und andere religiöse Erzählungen wollten wenigstens das unbezweifelbar Gute und Nachahmenswerte dem Bösen und Verabscheuungswürdigen gegenüberstellen. Aber die modernen Story-Plattformen mit ihren Sturzbächen von auf Wirkung kalkulierten Narrativen in Wahrnehmungsblasen ähneln mehr dem, was Shakespeare seinen Macbeth über das Leben sagen lässt: «It is a tale / Told by an idiot, full of sound and fury, / Signifying nothing.» (Es ist eine Geschichte, von einem Idioten erzählt, voller Schall und Raserei, ohne Bedeutung.)



Für *Romeo und Julia* hätte es nie einen perfekten Tinder-Match gegeben: Autor Zweig.

Comeback des Pathos

Sylvie-Sophie Schindler

Stefan Zweig: Ungeduld des Herzens.
Zsolnay. 720 S., Fr. 49.90

Die alte böhmische Aufwaschfrau war gestorben, und als eine neue kam, liess sie angesichts der Tochter des Hauses, die sich auf Krücken fortbewegte, vor Schreck die Schrubbbürste fallen und schrie: «Jeschusch, so ein Unglück, so ein Unglück! Ein so reiches, ein so vornehmes Fräulein ... und ein Krüppel!» Heute würden Diskriminierungsvorwürfe stante pede folgen. Doch Edith von Kekesfalva sitzt im Strohfauteuil auf der Aussichtsterrasse eines alten Turms und erzählt die Episode, die sie, die hüftabwärts Gelähmte, erlebt hat, als wäre sie ein Glücksfall. «Aber mich, mich hat das gefreut», stellt sie in einem bebenden Monolog klar, «mir hat ihr Schrecken wohlgetan, weil es eben ehrlich, weil es menschlich ist, zu erschrecken, wenn man unvorbereitet so was sieht.»

Beunruhigende Umbrüche

Zuhörer ist der junge österreichische Leutnant Anton Hofmiller, der seit mehreren Wochen gerngesehener Gast im Schloss der Familie ist. Ihm schleudert die Siebzehnjährige entgegen, dass sie «das ekelhafte Geschone» nicht mehr ertragen könne. Schluss mit der «verfluchten Rücksicht», die er, die jeder nehme. Ihre For-

derung ist unmissverständlich: «Ich will nicht, dass ihr euch verpflichtet glaubt, mir die tägliche Portion Mitleid zu servieren.» Dass sich die beiden im weiteren Lauf der Geschehnisse verloben, würde in Hollywood-Romanzen das Happy End einläuten – bei Stefan Zweig, dem grossen Menschenkenner, dem psychologisch Versierten, ist es der nächste konsequente Schritt, der noch tiefer in die Schuldverstrickung hineinführt; die Besiegelung des von Anfang an vorhersehbaren Untergangs. Da, wo Edith Liebe sucht, verzweifelt sucht, kann Anton nicht mehr für sie aufbringen als: Mitleid.

Als «Ungeduld des Herzens», Zweigs einziger beendeter Roman, im Jahr 1939 veröffentlicht wird, ist die Welt in beunruhigenden Umbrüchen. Und der Schriftsteller steht privat an einer nächsten Schwelle: Nachdem seine erste



Ehe ein Jahr zuvor geschieden wurde, heiratet er Lotte Altmann, die Frau, mit der er am 23. Februar 1942 in Petrópolis, ihrem brasilianischen Exil, aus dem Leben scheiden wird; laut seinem Abschiedsbrief «aus freiem Willen und mit klaren Sinnen». Vertrieben aus «meiner geistigen Heimat Europa», die sich selber vernichtet habe. Und hoffend, dass, wenn es auch nicht ihm zuteilwurde, seine Freunde «die Morgenröte noch sehen, nach der langen Nacht». Im Klang ähnlich wie Thomas Mann, dessen «Zauberberg» in eine bange Sehnsucht mündet: «Wird aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fieberbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?»

Die ganz grossen Gefühle. Wer könnte zu ihrem Comeback besser inspirieren als Zweig mit seiner unmittelbaren, herzenoffenen, sprachlich tiefbeglückenden Prosa! Das Pathos in «Ungeduld des Herzens» mag dem einen oder anderen als längst überkommen erscheinen – bis er sich eingestehen muss, dass er nur deshalb fremdelt, weil er seine emotionale Normaltemperatur längst heruntergeregelt hat. Eine Anpassungsleistung an eine erkaltete Gesellschaft, die sich nur noch via Empörung zu erhitzen weiss. Der natürliche Zugang zum Herzen: fast verloren. Auch deshalb, weil das weitestgehend Algorithmen übernommen haben.

Wahre Empfindungen

Für *Romeo und Julia* hätte es nie einen perfekten Tinder-Match gegeben; damals waren Balkone als Datingplattform noch wichtig. Allein: Was hat die ungestüme Leidenschaft dem Shakespeare-Paar gebracht? Per Gift und Dolchstoss zu sterben, ist nicht unbedingt das Wahre. Möglich, dass das Pathos deshalb einen schlechten Ruf hat, weil man, von ihm erfasst, viel riskieren muss; im Ernstfall sogar sein eigenes Leben. Man verwechsle übrigens nicht die Urlebendigkeit, aus der das Pathos entspringt, mit der Überinszenierung von ordinärer Romantik – man besuche nur mal Hochzeitsmessen oder denke an die Totalverkitschung, für die der Valentinstag exemplarisch steht.

Es geht für Edith und Anton also nicht gut aus. Hätte es aber können. Vielleicht. Wenn der Leutnant sich für das «schöpferische Mitleid» entschieden hätte, «das weiss, was es will, und entschlossen ist, geduldig und mitduldig alles durchzustehen». Er aber wählte ein anderes Mitleid, «das schwachmütige und sentimentale, das eigentlich nur Ungeduld des Herzens ist». Um «der peinlichen Ergriffenheit vor einem fremden Unglück» zu entfliehen. Der Leser indes hält gerne aus. Ihm mag es ergehen wie Alma Mahler-Werfel, die an ihren Schriftstellerfreund schrieb: «Dein Buch geht mir tief nach – jede Figur darin –, alle Empfindungen dieser Menschen sind wahr.»

Grandioses Lob des Buches

Kurt Steinmann

Irene Vallejo: Papyrus. Die Geschichte der Welt in Büchern. Aus dem Spanischen von Maria Meinel und Luis Ruby. Diogenes. 752 S., Fr. 39.90

Irene Vallejo (geb. 1979) lebt als klassische Philologin in Saragossa. «Papyrus», ihr erstes Sachbuch, wurde in Spanien ein Bestseller und mit wichtigen Literaturpreisen ausgezeichnet. Womit soll die Rezension des gewichtigen Bandes beginnen? Das Werk beleuchtet alle Aspekte der Welt des Buches von den kleinen Tontafeln vor 5000 Jahren, in die Sumerer Zeichen ritzen, bis zur elektronischen Textübermittlung unserer Tage. Vallejos Werk ist eine unerschöpfliche Kultur-, Literatur-, Welt- und Religionsgeschichte, die viel Entlegenes, Anekdotisches und Amüsantes enthält, das auch für den Fachmann manch Überraschendes bereithalten dürfte. Auf keiner Seite stellt sich Langeweile ein, die Autorin ist eine begabte Erzählerin, die auch mit persönlichen Erinnerungen und entschiedenen Urteilen nicht zurückhält.

Zwei Drittel des Buches stehen unter der Überschrift «Griechenland denkt in die Zukunft», der Rest widmet sich dem Thema «Die Wege Roms». Gleich zu Beginn nennt Vallejo ihre Intention: «Vor allem aber ist «Papyrus» die Geschichte des kollektiven Abenteuers der Tausende von Menschen, die sich im Laufe der Zeit für die Entstehung und Erhaltung der Bücher eingesetzt haben.»

Dazu gehören natürlich auch die Buchhandlungen: «In einer Welt der kalten Bildschirme und der Kommunikation aus der Ferne bieten Buchhandlungen einen wohlthuenden Raum der Geborgenheit, der Begegnung und des Wortes.»

Aber die Autorin weiss auch, dass der Buchhändlerberuf schon zu Martials Zeiten (ca. 40–104 n. Chr.) ein gefährlicher war: Unter Kaiser Domitian wurden Buchhändler hingerichtet, weil sie das Werk eines Historikers kopiert und verkauft hatten, der den Zorn des Despoten erregt hatte. Sie erinnert auch an die schrecklichen Anschläge auf mehr als 200 Buchhandlungen in der Zeit der Transición, der Übergangsphase nach Francos Tod mit dem Höhepunkt von 1976 bis zum Frühjahr 1977.

Viele Seiten sind der Stadt Alexandria gewidmet, «der Stadt der Freuden und Bücher, der Metropole der Erotik und des Wortes». Vallejo ist fasziniert von Alexanders Biografie mit ihren hellen und dunklen Seiten und glaubt, ohne Beweise dafür zu haben, dass die Idee einer Weltbibliothek in Alexanders Kopf entstand. Errichtet wurden Bibliothek und Museum in Alexandria dann von Ptolemaios I.. Um 640 wurde die Bibliothek von Alexandria auf Anweisung des Kalifen Omar I. endgültig zerstört, 2002 auf dem demselben Areal, wo ihre

«Das Überleben der besten Ideen, die von der Menschheit je erdacht wurden, verdanken wir den Büchern.»

Vorläuferin gestanden hatte, wieder eröffnet. Vallejo verfügt über ein immenses literarisches Wissen, nicht nur auf dem Gebiet der klassischen Philologie. Dieses setzt sie ein, um Befunde aus längst vergangenen Zeiten mit zeitgenössischen oder jüngst noch leben-

den Autoren in Verbindung zu setzen. Makedoniens Sehnsucht nach der Bildung und verfeinerten Kultur Athens verknüpft sie mit Giorgio Bassanis Roman «Die Gärten der Finzi-Contini», den sie en passant kurz skizziert.

Viele andere Autoren und Regisseure werden zur Vertiefung herangezogen, darunter Dickens, Molière, John Ford, Akira Kurosawa, Vladimir Nabokov, Umberto Eco, Oscar Wilde, Jorge Luis Borges, Virginia Woolf, Elias Canetti, J.M. Coetzee.

An der Schwelle zweier Welten

Manche Autorenporträts geraten zu kleinen Meisterwerken, so dasjenige Homers. Der 24. Gesang der «Ilias» wird in die treffliche Formel gefasst: «das merkwürdig schöne Aufblitzen von Menschlichkeit, das für ein paar Momente die Katastrophe des Krieges erhellt». Homer, die Gestalt an der Schwelle zweier Welten, der der Mündlichkeit und des Aufkommens der Schriftlichkeit, treibt die Autorin um. Was war er? Ein Barde, der Schlussredaktor von «Ilias» und «Odyssee», ein fleissiger Kopist? «Mich fasziniert immer wieder, dass ein für unsere Kultur so bedeutender Autor nicht mehr ist als ein Gespenst.»

Im Homer-Abschnitt gelingt ihr eine glänzende Analyse von Achilleus' und ebenso von Odysseus' Wesen: «Anders als Achill fantasiert der listige Odysseus nicht von einem grossen, einzigartigen Schicksal.» Höhepunkte sind auch das Sappho-Porträt, die Medea-Interpretation und die Deutung der «Perser», des ältesten erhaltenen Theaterstücks der Welt, das den Krieg aus der Perspektive der Besiegten beschreibt, ohne Häme, ohne Hass, ohne allgemeine Schuldzuweisungen.

Beglückend, nicht ohne skurrilen Humor erzählt, sind die privaten Erinnerungen: Ihr erster Tag in der Bodleian Library in Oxford, das tägliche Vorlesen ihrer Mutter, als sie noch nicht lesen konnte, das liebevolle Bild ihrer ersten Griechischlehrerin («sie eröffnete uns einfach ihre Leidenschaft für Griechenland»). Aber auch Demütigungen in der Grundschule blieben ihr nicht erspart, die sie schon damals dank Büchern durchstehen konnte. «Das Überleben der besten Ideen, die von der Menschheit je erdacht wurden, verdanken wir den Büchern.» Nicht zuletzt Werken aus der griechischen und römischen Antike.

Irene Vallejo hat uns ein wundervolles Werk geschenkt. *Tolle, lege: «Nimm und lies!»*



Immenses Wissen: Autorin Vallejo.

Meister des Vergleichens

Daniel Weber

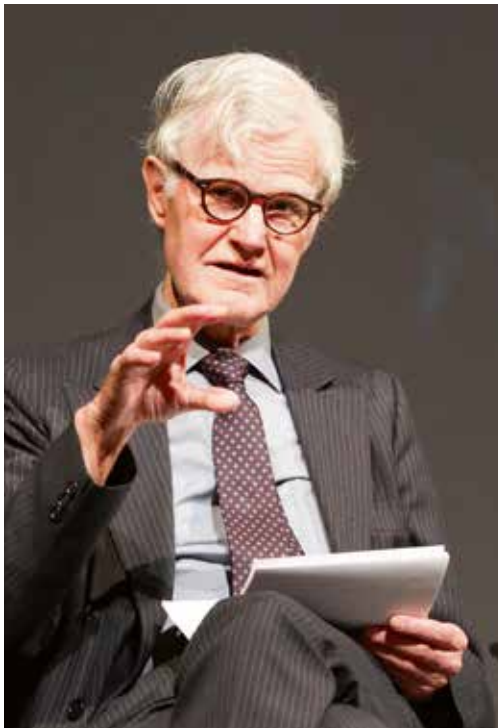
Wolfgang Schivelbusch: Die andere Seite. Leben und Forschen zwischen New York und Berlin. Rowohlt. 336 S., Fr. 39.90

Es ist bezeichnend, was ihm als Besucher der Public Library in New York auffiel: die Toiletten. In ihnen spiegeln sich die Grosszügigkeit und der Komfort der mächtigen Bibliothek, was «eher auf die römischen Thermen als auf das europäische Klo» verwies. Auch die Opulenz der Buchbestände übertraf, was die Berliner Bibliotheken zu bieten hatten: Die Public Library ermöglichte Wolfgang Schivelbusch in den 1970er Jahren das «Eintauchen in die Materialmassen», das für seine ungewöhnlichen Forschungsprojekte so wichtig war. Ebenso wichtig war ihm das nächtelange Eintauchen in die Filme, die das Fernsehen zeigte – und in die Werbespots. Es war «die beste Einführung in die amerikanische Totalität», in der Kunst und Kommerz nicht zu trennen sind.

Während der nächsten vierzig Jahre lebte Schivelbusch abwechselnd jeweils ein halbes Jahr in Berlin und New York. Nun legt der Achtzigjährige eine Art Memoiren in Gesprächsform vor, die intellektuelle Autobiografie eines scharfsinnigen Analytikers seiner Zeit und seiner selbst. Wofür das Pendeln zwischen Amerika und Deutschland für ihn unerlässlich war. «Wer einwandert, hat sich in seiner neuen Heimat mit Haut und Haaren zu integrieren. Das wollte ich nie. Ich wollte immer die Position des Beobachters wahren.»

Diese Distanz erlaubt ihm auch einen selbstkritischen Blick auf seine eigene Haltung. Seine einstige «marxistische Engstirnigkeit» und die 68er Revolution, an die er als Linker glaubte, liegen weit zurück. Ein Konvertit brauchte er nicht zu werden: «Das Wort «konservativ» habe ich bis vor relativ kurzem nicht auf mich angewandt. [...] Seitdem der Konservatismus jetzt, wie früher einmal die Linke, aus dem Mainstream verbannt ist, sehe ich es anders.» Entschieden verurteilt Schivelbusch den im «intellektuell verödeten Justemilieu» gedeihenden Konformismus und Moralismus. In der heutigen «Konsensgesellschaft» ist für ihn «jede Störung ein willkommenes Gegengift».

Wahrscheinlich ist Schivelbusch einer der eigenwilligsten und interessantesten deutschen Historiker und Kulturwissenschaftler geworden, weil er ursprünglich gar keiner war. Er hatte bei Theodor W. Adorno und Peter Szondi studiert und mit einer Dissertation über «Das sozialistische Drama nach Brecht» abgeschlossen. Aber nach dem Studium zog es ihn weg von der Theorie, er entdeckte die



Freier Geist: Autor Schivelbusch.

«Dingwelt», wie er sie nennt. Dabei bescherte ihm der Soziologe Norbert Elias das Aha-Erlebnis, «dass ganz konkrete Gegenstände als Träger bestimmter gesellschaftlicher Vorgänge erschienen». Eine akademische Karriere strebte Schivelbusch nie an, er blieb Privatgelehrter. Dank Stiftungen und Projektförderungen konnte er seinen Lebensunterhalt bestreiten – und seine Unabhängigkeit wahren.

Das erste «Ding», dem Schivelbusch sich zuwandte, war die Eisenbahn. Genauer, die Beobachtung, dass die amerikanischen Züge

Nach dem Studium zog es ihn weg von der Theorie, er entdeckte die «Dingwelt», wie er sie nennt.

Grossraumwagen hatten statt Abteile wie die europäischen. Die Erklärung: Das Abteil war die Weiterentwicklung des in Europa dominierenden Verkehrsmittels, der Kutsche. Der Grossraumwagen dagegen entsprang dem Design des Kanalboots, das in Amerika den Fernverkehr beherrschte. Daraus entwickelte Schivelbusch Rückschlüsse auf die unterschiedliche Technik- und Kulturgeschichte Europas und Amerikas. Dazu gehörten die Veränderung der Psychologie des Reisens, die Auswirkungen der Bahnhöfe auf die Stadtentwicklung, die Entdeckung der traumatischen Neurose nach den ersten Zugunglücken. Das Buch «Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert» ist ein bis heute faszinierendes Standardwerk.

Das Vergleichen blieb die «methodologische Leitlinie» in allen Büchern Schivelbuschs, der

sich nach seinen weiteren dinggeschichtlichen Büchern (über Genussmittel und künstliche Beleuchtung) auch geistesgeschichtlichen Themen widmete. Darunter die brillante Studie «Kultur der Niederlage» über den amerikanischen Süden 1865, Frankreich 1871 und Deutschland 1918.

Auch wenn man Schivelbuschs Bücher nicht kennt, liest man seine Lebenseinsichten mit Gewinn – selten begegnet man etwa so anregenden Beobachtungen zur Entwicklung und Gegenwart Amerikas. Aber wer das Versäumte nachholt, wird reich belohnt: Schivelbuschs Expeditionen in die Welt der Dinge und der Geschichte lesen sich bis heute frisch und fesselnd wie eh und je; es sind Zeugnisse eines hellwachen und freien Geistes, die überdauern werden.

Muse der russischen Avantgarde

Dagmar Just

Lilja Brik: Schreib Verse für mich. Erinnerungen an Majakowski und Briefe. Aus dem Russischen von Ilse Tschörtner. Volk und Welt, 1991

Wladimir Majakowski: Liebesbriefe an Lilja. Aus dem Russischen von Karl Dedecius. Bibliothek Suhrkamp, 1977

Wie Russland die Geister im Westen, so spaltet Lilja Brik die Geister in Russland: Für die einen die begnadete «Muse der russischen Avantgarde» (so nannte sie Pablo Neruda), für die anderen die sadistische Nymphomane, die den genialsten ihrer vielen Liebhaber, Wladimir Majakowski, in den Tod trieb und wirkte, dass man seine Werke nur noch durch ihre Brille lesen mag.

Sicher ist auf jeden Fall, dass sie öfter als jede andere Russin auf den Plakaten, Fotos, Bucheinbänden, in Filmen und Reklamen der grossen Kunstpioniere der 1920er Jahre auftauchte. Und dass Majakowski an seiner Liebe bis zum Schluss festhielt; noch kurz bevor er sich erschoss, ermahnte er sie in seinem Abschiedsbrief: «Lilja – liebe mich.» Aber nicht nur darum spricht viel dafür, dass sie sein Lebensmensch war genau wie er der ihre.

Als sie sich zum ersten Mal trafen, war sie 24, er 21. Sie kam aus Moskau, Tochter aus gutem Haus, die nach Goethes erster grosser Liebe Lili (Schönemann) hiess. Er war der Sohn eines Försters aus Georgien, der schon als Schüler Bolschewik wurde, vom Gymnasium flog und im Gefängnis sass. Sie hatte etwas Mathematik und Bildhauerei studiert und nach ein paar Affären samt Abtreibung und Selbstmordversuch sich in die Ehe mit dem Juwelierssohn und Juristen Ossip Brik gerettet. Majakowski hatte bis zu seinem Rauswurf an der Höheren Kunst-

schule studiert und sich parallel als skandalver- sessenen Futuristen nach dem Motto «Her mit dem schönen Leben!» und «Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack!» inszeniert.

Erst Lilja Briks kleine Schwester Elsa, die ihn anhimmelte, verschaffte ihm Einlass bei den Briks. Im Sommer 1915 deklamierte er, «gross, hübsch, braungebrannt», in ihrer Wohnung sein neues Poem «Wolke in Hosen» – und das veränderte ihr Leben: Ossip Brik wurde Mäzen und Schriftsteller, und Lilja Brik – Muse: «Man muss einen Mann inspirieren, damit er wunderbar oder sogar brilliant ist [. . .], und ihm erlauben, was ihm zu Hause verboten ist. Gute Schuhe und seidene Unterwäsche tun den Rest.» Majakowski widmete ihr von nun an fast alle seine Werke. Sie wurden ein Liebespaar und

Eisenstein die Avantgarde ein und aus ging, in eine «Abteilung der Moskauer Polizei» (Pas- ternak).

Hinzu kam Lilja Briks enormer sexueller Ap- petit, der vor keinem Künstler, Banker, General, der ihr gefiel, haltmachte, ja nicht einmal vor dem «Henker der russischen Intelligenzija», Jakow Agranow. Majakowski kaufte ihr trotz- dem ein Auto in Paris, verfasste Drehbücher für sie und die zärtlichsten Briefe: «Teures, einziges, liebes, geliebtes Lilchen». Ihre nüch- terne Reaktion: «Es ist nützlich für Wolodja, zu leiden, er wird leiden. Und gute Gedichte schreiben.»

Süss und frostig wie Moskauer Eis trös- tete sie sich schon sieben Monate nach Maja- kowskis Tod mit dem Nächsten. Nur einem



Herzzerreissende Liebe: Wladimir Majakowski und Lilja Brik.

versuchten mit Ossip zu dritt das Unmögliche: eine Wohn- und Lebensgemeinschaft in freier Liebe. «Jules und Jim» auf Russisch.

Es grenzt an ein Wunder, was diese offene Dreierbeziehung alles überstand: Phasen von Hunger und Not; Majakowskis kometenhaften Aufstieg zum Troubadour der Revolution, der

«Man muss einen Mann inspirieren, damit er wunderbar oder sogar brilliant ist.»

von Mexiko bis New York, Berlin, Warschau und Paris wie ein Popstar die Arenen füllte; Ossip Briks Festanstellung beim Geheimdienst; Lilja Briks Mithilfe als Informantin; die Ver- wandlung ihrer Wohnung, wo von Rodtschen- ko und Malewitsch bis Gorki, Chlebnikow und

blieb sie treu: seinem Werk. 1935 verwendete sie sich dafür bei Stalin, der Majakowski daraf- hin zum Klassiker erklärte. Ende der 1950er Jahre veröffentlichte sie ihre «Erinnerungen an Majakowski» und jene herzerreissenden Briefe, die den leidenschaftlichen Revolutions- dichter schlagartig unter die grossen Liebenden der Weltliteratur katapultierten.

Im Westen inspirierte sie Picasso, Cha- gall, Léger dazu, seine Werke zu illustrieren. Denn sie fühlte oder wusste: Dieser Che Gue- vara der Poesie war, mit seinen Riesenfüssen, den schlechten Zähnen und der betörenden Stimme, der Joker, der ihrem trivial-frivolen Frauenleben noch postum den Glanz und die Aura einer Ikone gab.

So zeitlos, dass noch zu ihrem 85. Geburts- tag Yves Saint Laurent 1976 ein Partykleid für sie entwarf.



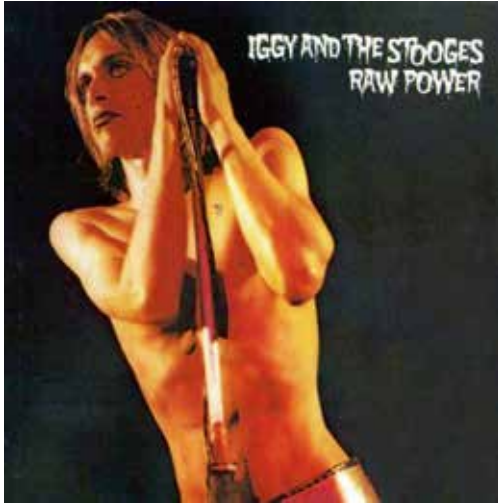
Die Bibel Meine Organe

Da bildete der Herr, Gott, den Menschen aus Staub vom Erdboden und blies Lebens- atem in seine Nase. So wurde der Mensch ein lebendiges Wesen (Genesis 2, 7). – In der Schöpfungsgeschichte heisst das neu- geschaffene Lebewesen «Mensch», schon bevor es lebt. Und durch den von Gott eingehauchten Lebensatem wurde der Mensch lebendig. Die Seele ist genau- so geschöpft wie der Leib. Die beiden gehören zusammen. Das zeigt auch die Auferstehung der Toten.

Paulus legt Wert darauf, dass sie auch leiblich geschieht (1. Korinther 15,35–44). Das hebräische Wort für «Seele» kann «Verlangen, Begierde», also etwas sehr Weltliches, bedeuten. Wäre der Leib bloss ein krudes Vehikel für die edle Seele, hätte Gott ihn gar nicht schaffen müssen. Gewiss bin ich nicht nur mein Leib. Aber ich lebe nicht ohne meinen Leib. Erlangt der Staat die Verfügungsgewalt über die Organe eines sterbenden Menschen, so verfügt er vollends über den ganzen Menschen.

Organe müssen zu Lebzeiten ent- nommen werden, damit sie transplantier- bar sind. Deshalb erfanden Mediziner 1968 kurz nach der ersten Herztransplantation den «Hirntod». Wer für tot erklärt wird, den muss der Chirurg nicht mehr töten. Und weil Organempfänger – zuweilen extrem teure – Immunsuppressiva be- nötigen, sind Organtransplantationen nicht nur barmherzige Lebensrettungen, sondern auch ein rentables Geschäft. Aus all dem ergibt sich, dass ein Obligatorium der Organspende, genannt Widerspruchs- lösung, aus jüdisch-christlicher Sicht unter allen Umständen falsch ist. Dass der Staat diese Sichtweise durchsetzt, kann heute niemand erwarten. Durchzusetzen hat er jedoch die körperliche Unversehrtheit, die ebenfalls im christlichen Menschenbild wurzelt und in der Verfassung garantiert ist (Art. 10). Sie wiegt schwerer als jegliche Art von Lebensrettung.

Peter Ruch



«I helped wipe out the sixties»: Iggy Pop.



Abbrüche und Aufbrüche: Steely Dan.



Auf der Höhe ihres Könnens: Pink Floyd.

Pop

Weisses Pulver, schwarze Wut

Warum vor fünfzig Jahren so viele wichtige Platten erschienen sind. Und warum es heute keine solchen mehr gibt.

Jean-Martin Büttner

Worin sein bleibender Beitrag zur Musikkultur bestehe, wurde er gefragt. Iggy Pop lachte. «I helped wipe out the sixties.» Aber der Sänger half nicht nur, die Sechziger auszulöschen. Er dröhnte auch die Siebziger herbei. Und nahm mit seiner Band The Stooges, einer Handvoll praktizierender Dilettanten aus Detroit, die Punkbewegung vorweg. Dabei erwies er sich als komplexer, als man meinen konnte. Einerseits war er ein Nihilist mit Hang zur Selbsterstörung. Andererseits ein ausgesprochen intelligenter und begabter Songwriter.

Krieg von nah und fern

1972 erscheint «Raw Power», das wichtigste Album der Band. In diesem Jahr eskaliert der Vietnamkrieg weiter. In Washington kommt es zum Watergate-Einbruch. Der Club of Rome publiziert seine Warnung vor einer ökologischen Katastrophe. Die BRD und die DDR anerkennen einander, China wird in die Uno aufgenommen. Es gibt Anschläge der RAF in Westdeutschland und der IRA in Nordirland. Im Jahr darauf treibt die Ölkrise Grossbritannien in eine Rezession und die Labour-Regierung in eine Krise. «Labour isn't working», skandieren die Konservativen auf ihren Wahlplakaten. Dann kommt Margaret Thatcher.

Die verblutenden Hoffnungen der sechziger Jahre, der eskalierende Drogenkonsum und die Polizeigewalt in den Städten, das Aufbegehren der Frauen gegen den linken Machismo, die Gräuel des Vietnamkriegs gehen auch durch die Musik jener Zeit. Was sich damals nicht absehen lässt, ist heute unbestreitbar: Die Jahre 1971/72 zählen zu den kreativsten der Rockmusik überhaupt. Weil sich in dieser Zeit so viel verändert hat.

Abbrüche und Aufbrüche: Man hört sie der Musik dieser Jahre an. Viele Bands und Performer veröffentlichen Platten auf der Höhe

Das Aufbegehren der vielen kontrastiert mit dem Niedergang der mehreren. Das hat mit ihrem Drogenkonsum zu tun.

ihres Könnens. Die Stones, Led Zeppelin, Steely Dan, Black Sabbath, Pink Floyd; The Who, The Doors, The Band; Jethro Tull, Deep Purple, Roxy Music, Can; Al Green, Curtis Mayfield, Frank Zappa, Nick Drake, Neil Young; Aretha Franklin, Elton John, Randy Newman, J. J. Cale; Alice Cooper, Serge Gainsbourg, Leonard Cohen. Und all die anderen.

Wer sich ihre Songs anhört, merkt bald, dass es diese Art von Songs nicht mehr gibt. Jedenfalls keine mit einer solchen Aussagekraft und Definitionsmacht. Bis heute wird Popmusik auf

hohem Niveau produziert, das Genre hat sich in faszinierende Richtungen verästelt, immer neue Sounds entstehen, die elektronische Musik entwickelt sich auf betörende Weise weiter, ekstatische Konzerte werden abgebrannt. Aber die harmonische und melodische Vielfalt der frühen Jahre, das Songschreibhandwerk der Sechziger und Siebziger, sie bleiben unerreicht. Im besten Fall klingen die Songs von heute wie Varianten der Songs von gestern.

Die ersten Jahre der Siebziger sind auch jene Zeit, in denen sich afroamerikanische Musiker stilistisch öffnen und politisch radikalisieren. Die Unruhen in den Gettos und der Krieg in Vietnam wühlen sie auf. «In diesem Krieg», sagt der schwarze Bürgerrechtler Stokely Carmichael, «schicken die Weissen die Schwarzen in den Kampf gegen die Gelben, um das Land zu verteidigen, das sie den Roten gestohlen haben.»

Die Hoffnungen der Bürgerrechtsbewegung sind in Flammen aufgegangen, die Black Panthers haben aufgegeben. Zurück bleiben Zorn und Bitterkeit. «The Revolution Will Not Be Televised» skandiert der singende Intellektuelle Gil Scott-Heron, dessen aufwieglerischer Sprechgesang den Rap der Achtziger vorwegnimmt. Sly Stone, der schwarze Hippie, vertont in seinem brillant montierten Meisterwerk «There's a Riot Going On» die Apathie nach Woodstock. Der Multi-Instrumentalist Stevie



Virtuos komponiert: Carole King.



Meisterwerk der Intimität: Joni Mitchell.



Rolle eines Ausserirdischen: David Bowie.

Wonder versöhnt Sozialkritik mit Spiritualität. Und Marvin Gaye, der Soulsänger der Motown-Schule, wagt mit «What's Going On?» sein politisches Coming-out, ein fließendes, lasziv pulsierendes Album, das die Auflösung der Songs vorantreibt.

Die Frauen kommen

Das Aufbegehren der vielen kontrastiert mit dem Niedergang der mehreren. Das hat mit ihrem Drogenkonsum zu tun. Auf den Rausch der Sechziger folgt der Kater der Siebziger, auf das utopische LSD das eisige Kokain. Brian Jones stirbt, der Stones-Gitarrist. Ihm folgen Jimi Hendrix, Jim Morrison, Janis Joplin und Al Wilson, der Sänger und Gitarrist von Canned Heat. Sly Stone und Marvin Gaye verdämmern vor ihren Alpengebirgen aus Kokain. Gil-Scott Heron, der auf «The Bottle» vor den Verheerungen des Trinkens warnt, wird Alkoholiker.

Nur einer scheint noch an die Revolution zu glauben, wenn auch voller Widersprüche und mit einer erstaunlichen Naivität. Immerhin erinnert er an eine Revolution, die nicht stattgefunden hat. «Woman Is the Nigger of the World», singt John Lennon mit dem ihm eigenen Sarkasmus. Das Stück vom September 1972 wird wegen seines Titels am Radio nicht gespielt. Aber die Aussage stimmt: Frauen werden weiter entwertet oder ignoriert.

Ein Jahr vor Lennons Tirade veröffentlicht eine schüchterne Musikerin ihr zweites Album. Während Jahren hat Carole King mit ihrem Mann Gerry Goffin Auftragslieder geschrieben. Im Akkord und mit Erfolg: Über hundert Songs des Paares erreichen die Billboard Top Hundred.

Dann hat sich Carole von Gerry getrennt, ist mit den beiden Töchtern nach Kalifornien gezogen und hat ihr Album «Tapestry» aufgenommen. Es wird sich über 300 Wochen in den Charts halten und 25 Millionen Mal verkaufen. «Tapestry» ist virtuos komponiert, getextet und arrangiert. Und macht millionenfach

deutlich, was die Männerkultur des Rock 'n' Roll jahrzehntelang ignorierte: dass Frauen, wie John Lennon singt, nicht bloss zum Anmalen und Tanzen da sind.

Auf dem Album von Carole King singt eine Kollegin mit. Sie kommt aus Kanada und heisst Joni Mitchell. «Blue», ihre vierte Platte, erscheint im Sommer 1971, ein Meisterwerk der Intimität. Mitchells eigenwillige Akkordstimmungen auf der Gitarre, ihre Drei-Oktaven-Stimme, ihre virtuose Metaphorik, ihre Kombination aus Folk und Jazz beeindrucken auch Kollegen, die nicht für ihren Feminismus bekannt sind: Frank Zappa, Miles Davis, Charlie Mingus. Vor allem hat das Album Tausende von Frauen dazu inspiriert, zu eigenen Bedingungen zu musizieren.

«I helped wipe out the sixties», sagt Iggy Pop. Ein englischer Kollege vollstreckt zu Beginn der Siebziger, womit der Amerikaner Ende der Sechziger angefangen hat. Sein Beitrag vollzieht sich in der Sendung «Top of the Pops» am 6. Juli 1972. An diesem Tag tritt der schöne junge Mann mit blondem Haar und einer zwölfsaitigen Gitarre vor die Kameras, fünfzehn Millionen sehen ihm zu. «There's a starman waiting in the sky», singt er und legt den Arm um seinen Gitarristen, als wäre der eine Frau. Dann zeigt er direkt in die Kamera. Der Sänger heisst David Jones, kommt aus dem armen Londoner Stadtteil Brixton und nennt sich David Bowie.

Alle Musiker und Kritiker und Fans, die sich an diesen Auftritt erinnern, sind sich einig: Spätestens an diesem Abend gehen die sechziger Jahre in Grossbritannien zu Ende, zumindest ästhetisch und musikalisch. Das hat einiges mit den Songs des jungen Mannes zu tun und am meisten mit seiner Ausstrahlung. Denn Bowie tritt nicht in Jeans und Männerpose auf, sondern in einem bunten Ganzkörperkostüm als androgyner, seltsam geschlechtslos wirkender Jüngling mit Alabasterhaut: zerbrechlich, begehrenswert, unnahbar.

Sei, wer du sein möchtest, verspricht der neue Star. Pop als offener Kanal: Darin liegt Bowies Versprechen, und damit erlöst er seine Generation aus den Rollenzwängen und Geschlechternormen der sechziger Jahre. Und nimmt mit seinen Auftritten, seinen Texten und seinen Songs vorweg, was sein Freund Lou Reed auf seiner neuen Platte ausleben wird. Sie erscheint im November desselben Jahres und verkündet ihr Programm schon im Titel: «Transformer». Sei mal der und dann wieder die. Erstaunlich aktuell. Produzent von Lou Reeds Platte: David Bowie und sein Gitarrist Mick Ronson.

Jüngling mit Alabasterhaut

«Der Rock 'n' Roll nach Bowie ist katholisch-sentimentalistisch, er weiss zu viel», hat der Liedermacher Heinz Rudolf Kunze erkannt: «Er weiss, dass sich hinter den sich ausschreitenden Ichs die Einsicht verbirgt, dass auch diese Ichs nur Rollen sind.» Auf «Ziggy Stardust», spielt Bowie die Rolle eines Ausserirdischen. In dieser Funktion geht er auch auf seine erste Welttournee – um dann beim letzten Konzert zu verkünden, das sei es jetzt gewesen: «This is the last show we'll ever do.»

Während Musiker und Fans verstört zurückbleiben, ist Bowie schon fünf Platten und drei Rollen weiter. Und so wird er es seine lange Karriere über halten. «Ich sammle Persönlichkeiten wie Ideen», sagt er einmal, der von sich behauptet, es gebe ihn nur im Auge seiner Betrachter. Vor allem hat David Bowie als einer der Ersten angesprochen und ausgelebt, dass die Authentizität der Rockkultur nichts anderes ist als ein Mythos, eine geronnene Pose.

Damit hat er und haben andere in den siebziger Jahren die Befreiung vollzogen, welche ihnen die Sechziger versprochen hatten. Dass diese einen neuen Narzissmus produzierte, die «Ich-Dekade», wie Tom Wolfe es formulierte, gehört zur Ironie eines Genres, das offen ist für alle und für alles.

TV-Kritik

Kleine Frau, ganz gross

René Hildbrand

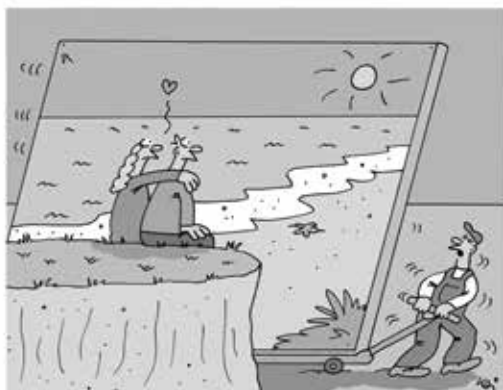
Mona mittendrin: Mit Mona Vetsch.
Nächste Sendung: 4. Mai, 21 Uhr, SRF

Wenn es beim Schweizer Fernsehen einen Star gibt, dann ist es Mona Vetsch. Dieser Name ist eine Marke. Als souveräner Mensch kokettiert die 1 Meter 55 kleine Moderatorin mit ihrer Körpergrösse. Häufig stellt sie sich erfrischend so vor: «Mona, 155, du kannst mich duzen.» Und schon hat sie Kontakt geschaffen. Wie keine andere prägte Vetsch über zwanzig Jahre lang das Programm von Radio SRF 3. Im Fernsehen moderierte sie unter anderem Langzeitreportagen, den «Club» oder – trotz Flugangst – viele verschiedene Reisesendungen.

Die als Bauerntochter im Thurgauer Dörfchen Hattenhausen aufgewachsene TV-Journalistin interessiert sich hauptsächlich für die Geschichten der einfachen Menschen. Es ist eine ihrer grossen Stärken, offen, vorurteilslos und ohne Berührungsangst auf die Leute zuzugehen. Gerne taucht sie in schwierige Welten ein. Für jeden Zuschauer lohnenswert ist ihr derzeitiges Format «Mona mittendrin». Motto: Auf nichts vorbereitet, aber auf alles gefasst.

Vetsch wird jedes Mal ins kalte Wasser geworfen. Ob auf der Kinderkrebstation, in der Rekrutenschule, bei der Spitex, in der Asylunterkunft, im Tierheim oder bei der Müllabfuhr – drei Tage lang packt die 46-jährige Moderatorin selber kräftig an. Mona erfährt viel dabei. Sie öffnet und erobert im Nu die Herzen der Hauptfiguren. Und danach die vieler Zuschauer.

Ich habe in den letzten fünfzig Jahren viele Moderatorinnen aus dem In- und Ausland kennengelernt. Keine von ihnen ist oder war so bodenständig, geerdet und zäh wie die kleine grosse Mona Vetsch.



„Sorry, aber das war nur die Kulisse für unsere Reisesendung...“



Fan der Lee-Strasberg-Schule: Filmstar Cage spielt sich selber.

Film

Ego-Sauser

Wolfram Knorr

The Unbearable Weight of Massive Talent
(USA, 2022). Von Tom Gormican. Mit Nicolas
Cage, Pedro Pascal, Sharon Horgan.

Nicolas Cage ist konkurrenzlos. In seinem mimischen, gestischen, vokalen Spiel gibt er alles, und zwar gleichzeitig: Angst und Verzweiflung, Gier und Wollust, Heiterkeit und Spott, Hass und Aggression und was es an Emotionen noch gibt. Das macht ihm keiner nach. Und damit es auch keiner erst versucht, spielt er das alles mit elefantenhafter Wucht, das heisst: Er trötet, brüllt, krakeelt und blickt dazu mal gleisnerisch, mal irre oder sonst wie daneben.

Nicolas Cage ist der schlechteste Schauspieler Hollywoods. Dabei hat er in seiner Karriere schon eine Menge Preise erhalten, auch einen Oscar, für seine Rolle in «Leaving Las Vegas» (1995). Nominiert war er für «Adaptation» (2002). Da leistete er Unermessliches: Er spielte sich doppelt! «Ich wollte», so Cage, «Zwillinge spielen, weil das eine besondere Herausforderung ist.» Wie Reinhold Messners Mount-Everest-Besteigung ohne Sauerstoffgerät: «Ich begann den Tag als Donald, voller positiver Energie. Dann musste ich den frustrierten Charlie spielen, was mich schon spürbar reizte.» Das heisst, er rastete (ein wenig) aus. In 8000 Meter Höhe soll einem, laut Messner, Ähnliches widerfahren.

Aber diese Höhe, wo die Luft für jeden anderen Schauspieler zu dünn wird, liebt er. Im jüngsten Film mit dem vollkommen auf ihn bezogenen Titel «The Unbearable Weight of Mas-

sive Talent» (Die unerträgliche Last eines enormen Talents) spielt er sich selbst – und wieder doppelt! Einen Superstar, dessen Ära vorbei ist. Sein jüngeres Ich aus dieser Zeit taucht immer wieder auf und liest ihm die Leviten. Zu viele Scheissfilme habe er gedreht, und jetzt blieben ihm nur noch Schulden. Frau und Tochter haben sich abgewandt. Er hat nur noch das Angebot eines Milliardärs, auf dessen Geburtstagsparty aufzutreten. Der ist ein Fan von Cage. Aber auch, wie Cage erfährt, ein böser Waffenhändler. Die CIA ist hinter ihm her und verlangt von Cage, für sie im Luxusanwesen nach Beweisen dafür zu suchen. Die Turbulenzen nehmen ihren Lauf, überschlagen sich, als auch noch Tochter und Frau auftauchen.

Cage lässt seine innere und äussere Rampensau von der Leine. Niemand kontrolliert ihn, er hat, klar, die Ego-Sause mitproduziert. Die läuft unter dem Label Selbstironie. Cage kann eben alles, neben Doppelrollen auch Selbstironie, aber dann so gnadenlos selbstironisch, dass sie peinlich wird. Als er vor Jahren in Late-Night-Shows verspottet wurde, war er sofort bereit, daran mitzuwirken. Schliesslich war er auch mehrfach Kandidat des Negativpreises «Goldene Himbeere».

Die legendäre Neuverfilmung «The Wicker Man» (2006) war schon eine starke Nummer, aber er steigerte sich. In «Ghost Rider» (2007) fing er als lodender Zombierocker richtig Feuer, zum einsamen Gipfelstürmer wurde er als John Milton in «Drive Angry» (2011). Cage, also Milton, bricht aus der Hölle aus, um seine Enkelin aus den Klauen eines Sektenführers zu befreien. Dabei kommt es zu einer Szene, die in die Annalen Hollywoods einging und lange auf YouTube kursierte: Cage beim Aufsagen des Alphabets. Weil er Probleme hat, wird er immer lauter, bis er wie ein Irrer brüllt.



«The Unbearable Weight of Massive Talent» ist eine Anthologie seiner Spitzenleistungen (er schrieb das Drehbuch, versteht sich). Auch hier grölt er sich warm, gleich am Anfang. Einem Jungregisseur empfiehlt er sich für eine Hauptrolle. Dialogpassagen blökt er ihm direkt in die Visage (Achtung: Selbstironie!). Natürlich nimmt Cage zusammen mit seinem Gastgeber LSD und deliriert wie in «Leaving Las Vegas», verdreht seine Augen derart, dass man meint, aus ihnen blubbere gleich so was wie seine Seele.

Gründliches Missverständnis

Nicolas Cage ist ein Cousin von Francis Ford Coppola, durchlief eine ordentliche Schauspielerausbildung und nannte sich Cage, um zu vermeiden, alle könnten meinen, der berühmte Onkel habe seine Karriere gefördert. Hat er aber. Eine seiner ersten Rollen war in Coppolas «Rumble Fish» (1983). Nimmt ihn eine Regie-Autorität an die Kandare, ist er zu beachtlichen Leistungen fähig (David Lynch in «Wild at Heart», 1990).

Cages wahres Problem ist seine Bewunderung für die Lee-Strasberg-Schule, das Method-Acting, das vom Mimen verlangt, sich in die jeweilige Rolle so intensiv zu versetzen, als seien es eigene Erlebnisse, die er aus seinen Erinnerungen holt. Robert De Niro etwa frass sich eine Wampe an für die Rolle des Boxers Jake LaMotta in «Raging Bull» (1980), und Daniel Day-Lewis verliess als schwerbehinderter Christy Brown in «My Left Foot» (1989) nicht mehr den Rollstuhl und liess sich von der Crew sogar füttern. Cage hat diese Rollen-Versenkung gründlich missverstanden, von Anfang an. Seine Umsetzung von Method-Acting erinnert an Geisterbahnfahrten, die meschugge machen, weil der Ausgang fehlt.

Theater

«Wilhelm Tell» für Dummies

Daniel Weber

Wilhelm Tell: Nach Friedrich Schiller.
Von Milo Rau. Schauspielhaus Zürich.

Für einen Aktivisten ist «Wilhelm Tell» ein gefundenes Fressen. Geht es darin doch um Freiheit und Knechtschaft, Menschenrechte und das Recht auf Widerstand. Irgendwie. Das Spielfeld, das dieses Irgendwie öffnet, nutzt der gewiefte Ostschweizer Theateraktivist Milo Rau in seiner ganzen Länge und Breite. Und darüber hinaus. Denn natürlich inszeniert Rau am Schauspielhaus Zürich nicht «Wilhelm Tell», sondern irgendetwas Eigenes «nach Friedrich Schiller». Damit ist die grösste Herausforderung schon einmal vom Tisch: Schillers Sprache. «Wilhelm Tell» wimmelt von geflügelten Worten, von der Axt im Haus, die den Zimmermann erspart, bis zum Stärksten, der am stärksten ist allein. Wer sie zu erden verstünde, wäre ein grosser Regisseur.

Stattdessen lässt Rau die Schauspieler ein bisschen plaudern. Wir erfahren, dass die eine aus Visp kommt, das sechs Monate im Jahr im Schatten liegt; dass einer auf dieser Bühne schon einmal den Tell gespielt hat und ein anderer auf derselben Bühne den Hamlet, inszeniert von Christoph Schlingensiefel; als Hommage an die Skandalaufführung trägt er eine Nazi-Uniform. Wie in einer Nummernrevue treten auch die Laiendarsteller an die Rampe und erzählen aus ihrem Leben und manchmal etwas über Tell. Denn beim Casting hat man sie gefragt: Was ist Wilhelm Tell für dich? Was ist Freiheit für dich? Auf die Idee, das Stück danach zu befragen, ist offensichtlich niemand gekommen.

Aber das Stück bleibt sowieso Nebensache, die Aufführung bietet «Wilhelm Tell» für Dummies. Getreu den Regeln, die Rau für das Theater in Gent verfasste, an dem er seit 2018 künstlerischer Leiter ist. Sein «Manifest» verbietet «die wörtliche Adaption von Klassikern auf der Bühne» und verfügt: «Die Autorschaft liegt vollumfänglich bei den an den Proben und der Vorstellung Beteiligten». An dieser kühnen Selbstüberschätzung krankt auch diese Nach-Schiller-Inszenierung. «Milo Rau überführt «Wilhelm Tell» in die Gegenwart und prüft, ob er ihr standhält», heisst es grossspurig im Programmheft. Etwas bescheidener, aber viel interessanter wäre es, zu prüfen, ob und wie wir diesem Klassiker standhalten.

So wird hier alles Mögliche verhandelt, was in der heutigen Schweiz entfernt mit Wilhelm Tell zu tun hat oder gar nicht. Pflichtschuldig arbeitet Rau die Checkliste des woken Zeitgeistes ab, der im «Zschauspielhaus Zürich»

angesagt ist: die Allgegenwart von Rassismus und Sexismus, die Unterdrückung der Farbigen (PoC), Ausländerfeindlichkeit, Flüchtlingselend, Polizeigewalt, Umgang mit Behinderten und Pflegenotstand. Auch Bührlle bekommt sein Fett weg. «Hängt den Bührlle an ein Schnürle», begrüsst ein Transparent die Zuschauer schon im Foyer. Für dessen toxische Bildersammlung hätten die Zürcher eine «Zwing-Burg» errichtet wie einst die Urner für den Gessler. Eine Frau berichtet, wie sie in den 1960er Jahren als Kind von der Vormundschaftsbehörde ihrer Mutter weggenommen, in ein Heim gesteckt wurde und dann bis zur Volljährigkeit drei Jahre in einer Spinnerei arbeiten musste, die Bührlle gehörte.

Ein bunter Reigen dreht sich da, manchmal unterhaltsam, gelegentlich berührend, meist banal. Angereichert wird er mit Musik, Ton- und Videoeinspielungen wie jener, in der zwei der Laiendarsteller vor der Wasserkirche ihr Hochzeitsfest feiern: eine Schweizer Soldatin, «die erste Füsilier-Offizierin, die es je gegeben hat», und ein Sans-Papiers aus Eritrea. Gemessen an der Komplexität von Schillers



Bunter Reigen: Raus «Tell».

Stück und dem Raffinement, mit dem darin die Handlungsstränge verwoben werden, ist Raus Klamauk bloss oberflächliche Betriebsamkeit. Der Regisseur scheint seine Bestimmung als oberster Integrations- und Inklusionsbeauftragter des Theaters gefunden zu haben. «Höhepunkt» ist die als Gospel dargebotene Nationalhymne, zu der das Publikum zum Aufstehen aufgefordert wird, während das Ensemble sich selbst begeistert feiert.

«Mich interessiert die Geschichte von Tell gar nicht», sagt eine der Figuren und fasst damit diesen Theaterabend zusammen. «Mich interessiert die Geschichte von allen Menschen. Jede ist gleich interessant.» Dem ist, wie diese Aufführung zeigt, leider nicht so.

Ausstellung

Zwei Aussenseiter und das fürchterlich Schöne

Rolf Hürzeler

Varlin/Moser: Exzessiv! Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen. Bis 25. September

Aufgeschnittene Tierleiber ohne Köpfe – blutigrot. Man ahnt nur, dass sie an Haken hängen. Der Bildtitel «Aux Halles» deutet auf Paris hin, auf die einstigen Fleischhallen in Châtelet. Der Zürcher Künstler Wilfrid Moser schuf das Ölgemälde in den 1960ern, ein paar Jahre vor ihrem Abriss. Es ist schrecklich schön, eine lebensfreudige Farborgie, die paradoxerweise tote Tiere zeigt. Sein Freund und Zeitgenosse Varlin hat etwas später mit «Das geschlachtete Schwein» ein ähnliches, aber gegenständlicheres Bild gemalt. Es zeigt einen zerschnittenen Sau-Kadaver, an den Füßen aufgehängt in der Auslage einer Metzgerei, vermutlich ebenfalls in Paris.

Fremd in Paris

Die beiden Gemälde sind in der Ausstellung «Varlin/Moser: Exzessiv!» im Schaffhauser Museum zu Allerheiligen zu sehen. Sie vermittelt die Arbeiten von zwei Malern, die Mitte des letzten Jahrhunderts die Schweizer Kunst massgeblich bestimmten. Willy Guggenheim (1900–1977), wie Varlin eigentlich hiess, war der Ältere und wohl der Dominante in dieser



Am Haken: Varlins «Geschlachtetes Schwein».

Freundschaft. Wilfrid Moser (1914–1997) wird in ihm ein Vorbild und einen Verwandten im Geiste gesehen haben, ist indes dennoch einen eigenständigen Weg gegangen. Beide verbrachten die längste Zeit ihres Lebens in Zürich; beide lebten zeitweilig in der Fremde, vor allem in Paris. Sie lehnten die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse ab und glaubten, mit ihrer Kunst zu Veränderungen beizutragen. Die vom Kurator



Lebensfreudige Farborgie: Mosers «Aux Halles».

Matthias Frehner zusammengestellte Schaffhauser Ausstellung zeigt rund hundert Werke der beiden Künstler im Dialog.

Die Kadaverbilder illustrieren deren Weltansicht perfekt. «Wenn ich an einem Ort ankomme, dann erkundige ich mich zuerst nach den Pferdemetzgereien, dem Spital und dem Gefängnis und dem Spinnerhaus, dort sind die Normalen und die Armen», hatte Varlin seiner Lebensgefährtin Franca Giovanoli

Die Kadaver-Bilder illustrieren die Weltansicht der beiden Künstler perfekt.

in einem Brief geschrieben. Dieser Satz liest sich wie ein Leitspruch der gesamten Schau, die in sieben Kapitel gegliedert ist. Sie schlagen einen Bogen von «Sezierte Idyllen» über «Delirium und Ekstase» bis zum finalen «Am Ende der Zeit».

Nicht die Vergänglichkeit allein durchzieht diese Ausstellung. Einen erfrischenden Gegenakzent setzt das köstliche Bild «Patrizia auf dem Schaukelpferd» (1971), das Varlins Tochter auf einem Jahrmarktkarussell zeigt. Das rotgekleidete Mädchen erscheint winzig im Vergleich zum überdimensionierten Schimmel. Aber es hat ihn anscheinend fest im Zaum, scheint über das Tier zu verfügen. Das Kirmes-Motiv hat Wilfrid Moser ebenfalls fasziniert, wie das Gemälde eines Rummelplatzes aus dem Jahr 1944 belegt. Er hat in der Tradition des belgischen Frühexpressionisten James Ensor ein wildes Farbpanoptikum gemalt, in dem die einzelnen Elemente erst auf den zweiten Blick auszumachen sind – ein Tanztheater, eine Achterbahn und vor allem viele Besucher in einem wilden Durcheinander.

«BM» für Baader-Meinhof

Lebensfreudige Zügellosigkeit in der Freizeit ist das eine, politische Ernsthaftigkeit das andere. Varlin und Moser verstanden sich als engagierte Linke. Moser kämpfte sogar im Spanischen Bürgerkrieg für die Republik und wurde verletzt. Das politische Bekenntnis der beiden ist in etlichen Werken klar dokumentiert. Zum Beispiel im Bild «Der schwarze Stein», das Moser Mitte der siebziger Jahre gemalt hat, als die Bundesrepublik Deutschland im Zeichen des Terrorismus stand. Es zeigt einen grabsteinartigen Brocken mit kryptischen Buchstaben, aus denen sich «BM» herauslesen lässt – Baader-Meinhof.

Auch Varlin scheute sich indes zumindest in jungen Jahren nicht, Kunst politisch plakativ umzusetzen. Davon zeugt das eindrucksvolle Heft «Israël souviens-toi!», das er 1933 im Eigenverlag herausgegeben hatte, um den Antisemitismus in Karikaturen zu sezieren. Weniger explizit erscheint das von ihm auf

Jute gemalte Ölbild «Herberge zur Heimat» (1958). Hier fanden die Gestrandeten der Stadt Zürich Zuflucht vor den Unbilden des Alltags. Das Werk ist vornehmlich in Grautönen gehalten; die Fassade schimmert weisslich. Sie erscheint nicht direkt abweisend, aber ein Sehnsuchtsort ist das nicht.

Die beiden Künstler identifizierten sich mit Gestrandeten wie diesen und suchten das «Aussenseitertum», wie Kurator Frehner im Katalog schreibt. Dies belegt etwa ihre Aversion gegen die konventionellen Kunstschulen ihrer Jugend. Zum Glück, denkt man bei einem Gang durch diese eindrückliche Ausstellung. Sie vermittelt dem Besucher einen packenden, mitunter beklemmenden Eindruck durch ein Kapitel der Schweizer Kunst, das seine Gültigkeit behalten hat.

Pop Wechselhafte Schönheit

Anton Beck

The World Is a Beautiful Place & I Am No Longer Afraid to Die: Illusory Walls.
Epitaph Records.

Schon der Name ist eine Ansage: The World Is a Beautiful Place & I Am No Longer Afraid to Die. Und ebenso hat es das vierte Album, «Illusory Walls», der amerikanischen Rockband in sich. Obwohl «Rockband» nicht ganz zutrifft. Manche nennen ihre Musik Emocore, also eine Art emotionaler Hardcore, am besten vergleichen lässt sie sich jedoch mit klassischer Musik – nur eben mit E-Gitarre und Schlagzeug, mit einem Keyboard, das irgendwie nach einem Orchester klingt.

Manche Lieder dauern eine gute Viertelstunde und befreien sich entsprechend von üblichen Pop-Strukturen. Stattdessen wechseln Tempo, Melodie und Lautstärke ständig, während der textliche Faden vom ersten Song «Afraid to Die» bis hin zum letzten «Fewer Afraid» vorhanden bleibt. Bildlich zeigt sich diese Thematik etwa im Video der Single «Queen Sophie for President». Der Tod kommt stets in Begleitung von

Manche Lieder dauern eine gute Viertelstunde und befreien sich von üblichen Pop-Strukturen.

Blumen, selbst das Blut wird zu Blütenblättern, das innere Ringen mit dem unausweichlichen Abschied zu einer Annäherung an Akzeptanz.

Das klingt weitaus deprimierender, als es tatsächlich ist, denn ebenso findet auf «Illusory Walls» der erste Satz des Bandnamens seinen

Platz: die Welt als wunderschöner Platz, als Möglichkeit für Erinnerungen, ganz frei von späterer Befangenheit. Etwa im Song «Infinite Josh», eine sanft startende Retrospektive («It had to be 25 or so years ago in my uncle's yard on the back of a motorcycle»), die nach und nach zerfällt («You can't go home»), ins Melancholische stürzt, allerdings nie ihre schöne Sanftheit verliert. Die verdankt die Band auch den wechselnden Inputs von Sänger David Bello, der mehr spricht als singt, und den schon fast opernhafte Gesängen von Katie Schanholzer-Dvorak.

Neue Gefühlswelten

Gewissermassen klingt diese Mischung aus modernem Punkrock und alt anmutenden Songstrukturen auch wie eine Reise in die Tiefen der US-Ostküste – sowohl in die Städte wie auch in die weiten Landschaften, sowohl in die Gegenwart wie auch in die Geschichte des Landes. Natürlich arbeitet Musik, gerade Popmusik immer mit Assoziationen, doch

Wir machen
Wissen fassbar!

SHELLENBERGGRUPPE
+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch

«Illusory Walls» treibt es damit auf die Spitze. Durch die ständigen Wechsel ist das Publikum gezwungen, sich ständig neuen Gefühlswelten auszusetzen.

Wer sich die bisherige Alben der Band anhört, entdeckt auch, dass «Illusory Walls» das ausgeglichene Album ist und alles herausholt, was das Genre des Emocore zu bieten hat – von den ganz sanften Stellen im Intro-Song bis hin zu den fast schon metallischen Passagen in «Your Brain Is a Rubbermaid». Frühere Alben hatten eine geringere Spannweite, waren etwas poppiger, leichter auch. Eine Entdeckung für alle, die etwas Experimentelles hören wollen, sind aber ohnehin alle Alben der Band.

Jazz Mother Africa Peter Rüedi

Mamadou Diabate & Percussion Mania:
Seengwa. Delicious Tunes DT 2502

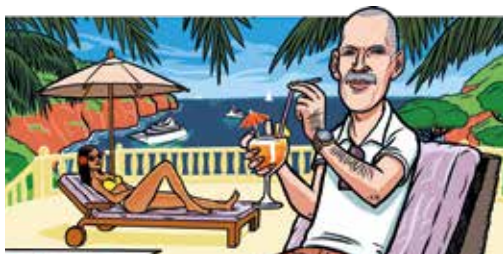
Der Jazz und Afrika, das ist eine Sehnsuchts-geschichte. Die «Back to Africa»-Bewegung hat eine lange Geschichte, die Gründung Liberias zum Beispiel im 19. Jahrhundert hing zusammen mit solchen Vorstellungen einer Rück-siedlung. Und der Bezug zur afrikanischen Herkunft war auch für die Exponenten der *black community* im 20. Jahrhundert immer eine Kon-stante, bei W.E.B. Du Bois, bei Adam Clayton Powell oder bei Marcus Garvey. Art Blakey etwa reiste schon in den Vierzigern nach Westafrika, Oliver Nelson veröffentlichte «Afro-American Sketches», John Coltrane «African Brass» und Randy Weston das Album «Uhuru Afrika».

Weniger bekannt ist die umgekehrte Optik: die Faszination afrikanischer Musiker für die afroamerikanische Kultur, für Jazz und Rock. Es entstand eine afrikanische «City-Folklore», deren schillerndster Exponent Fela Anikulapo Kuti in Lagos war. Es kam jedoch auch zu einer Renaissance von Musik, die näher an überkommenen Traditionen lag als Kutis Afro-Beat, sich aber dennoch von den Reinheits-geboten der abendländischen Musikethnologie löste, dieser Fortsetzung des Kolonialismus mit andren Mitteln und umgekehrten Vorzeichen.

Das neue Album «Seengwa» des in Burkina Faso geborenen und aufgewachsenen, seit 2000 in Wien lebenden Mamadou Diabate ist dafür ein besonders glückliches Beispiel. Diabate ist ein Meister des Balafons, der afrikanischen Marimba mit ihrem warmen Holzklang. Seine Gruppe Percussion Mania, in der er mit seinem Partner Yacouba Konaté am gleichen Instrument virtuose Dialoge unterhält, ist ein Verbund, in dem traditionelle afrikanische Per-kussion (Calabash, Djembe) mit den zwei Ba-lafonen für ein aufregend polyrhythmisch ko-chendes Fundament unter vielstimmig vokal erzählten Geschichten sorgt. Aber gleichzeitig gibt es da (dem Musikethnologen sträubt sich das Haar) eine E-Gitarre, einen E-Bass und einen deutschen Perkussionisten.

Nicht genug: Als *special guests* wirken unter anderen mit der Wiener Wolfgang Puschnig an Alto und Flöte, ein Piano und, ebenfalls subtil in das vokal-rhythmische Gesamtkunstwerk eingewoben, ein veritables Streichquartett. So diskret, dass nie ein Zweifel aufkommt: Diabate & Percussion Mania machen keinen Jazz und eigentlich nicht mal «Fusion», sondern mitreissende, authentische, allerdings un-orthodoxe afrikanische Musik *with a kick*.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Haar

Mark van Huissingling

In der zweiten Folge der sehenswerten Serie «We Crashed» (Apple TV+) wird Adam Neumann, ein israelischer Jungunternehmer in New York, von einem Moderator vorgestellt: «Adam hat eine fantastische Geschäftsidee. Er ist wahrscheinlich ein Genie. Und er hat grossartige Haare.» Das heisst, der Moderator sagt, wenn man es genau wiedergibt: «Adam hat grossartige Haare – grrrrhh.» Mit anderen Worten, er findet es lässig, dass sein Gast ein Genie ist (wahrscheinlich), und er bewundert dessen fantastische Geschäftsidee ohne Neid. Doch dass der Kerl zudem einen Kopf voller grossartiger Haare hat, ist ihm dann doch zu viel. Bevor ich's vergesse: Der Moderator ist ein Glatzkopf.

«Beschämend eine verstümmelte Herde, ein Feld ohne Getreide, ein Wald ohne Laub – und ein Kopf ohne Haar.» Diese Zeilen schrieb Ovid, der römische Dichter, um das Jahr null. Und zeigt, dass nicht bloss Haarausfall ein altes Problem ist, sondern auch das, was der Verlust auslöst. Weshalb ist es wichtig, ob es auf dem Kopf eines Mannes viel oder wenig Haare gibt? Ist er nur stark durch sie, wie einst Samson, bevor Dalila ihm seine lange Pracht nahm? Kaum. Dennoch, ein sozial dominantes Männchen hat volles Haar zu haben. Das zeigten und zeigen Jesus, Elvis, Roger Federer oder eben Adam Neumann. Männer mit dünnem Haar dagegen wirken sozial einfach nicht dominant; manche beginnen Kriege, um davon abzulenken.

Mediziner kennen drei Gründe für Haarverlust: geprägt durch die Erbanlage, abhängig vom Alter oder, drittens, ausgelöst durch Androgene. Die Vererbungsgeschichte ist nicht ganz klar, altersbedingter Haarausfall wird als eher nebensächlich betrachtet, bleibt der Einfluss männlicher

Geschlechtshormone auf die Haarwurzel – es hat mit ausgestossenem Testosteron zu tun, wodurch ein Enzym entsteht, das Follikel absterben lässt, statt sie beim Haareproduzieren zu unterstützen. Diese Art von Haarausfall zeigt zwar im Grunde, dass die Körperfunktionen in Ordnung sind, ist aber «wohl das einzige sichtbare Merkmal von Virilität, auf das die meisten Männer gern verzichten würden» (*New Yorker*). Ebenfalls keine neue Erkenntnis: «Der beste Weg, alle Haare zu behalten, ist, sich kastrieren zu lassen», schrieb Hippokrates vor 2000 Jahren. Drei Viertel aller anderen Männer erleiden irgendeinmal mehr oder weniger starken androgenetischen Haarausfall; zirka 40 Prozent mit vierzig, 50 Prozent mit fünfzig und 60 Prozent mit sechzig.

«Männer, Männer, Männer» – was ist mit Frauen sowie Menschen mit Geschlecht «divers»? Frauen sind tatsächlich seltener davon betroffen – darum müssten sich Gleichstellungsbeauftragte mal kümmern, das ist doch eine weitere Benachteiligung des mittelalten weissen Manns –, obwohl sie manchmal auch frühen und/oder starken Haarausfall haben. Dieser kann ins Auge respektive an die Backe gehen, jedenfalls, wenn die Hauptdarsteller Afroamerikaner sind, das sah man kürzlich an der Galavorstellung anlässlich der Vergabe der Academy Awards (Oscars). Betreffend Alopezie bei Menschen mit Geschlecht «divers» konnte ich nichts Aussagekräftiges finden.

Verkäufer mit Haaren verkaufen angeblich besser als solche ohne (nicht weil Kundinnen Glatzköpfen weniger vertrauen, sondern weil Menschen mit Haaren mehr Selbstvertrauen

«Adam hat eine fantastische Geschäftsidee. Und er hat grossartige Haare.»

haben). Was uns zurückführt zu Adam (Neumann). Der heute 43-jährige Gründer von We-work, einer Büroflächenanbieterin, baute das Start-up zu einem Unternehmen mit 12 500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie einer Bewertung von 47 Milliarden Dollar auf. Bevor es 2019 wegen Fehlleistungen von ihm knallte und die Geschäftszahlen abstürzten.

Ich behaupte, ohne *great hair* hätte er diesen raketemässigen Aufstieg kaum bewerkstelligt. «Ich bin nicht Gott», sagt sein Charakter (dargestellt von Jared Leto), «aber ich sehe ein wenig

aus wie er.» Würde einer mit «Geheimratsecken, Tonsur und Miniaturisierung» (Ärztensprache für schütteres Haar) so etwas sagen? Zwar zogen die Investoren die Notbremse, warfen ihn raus. Doch Aktien im Wert von fast zwei Milliarden Dollar durfte der «Billion Dollar Loser» mitnehmen. Seine Haare, nebenbei erwähnt, hat er auch nicht verloren, sie sind noch nicht mal grau geworden – «grrrrhh».



UNTEN DURCH Admirale und Generale

Linus Reichlin

Luzia, eine gute Freundin von mir, fragte mich kürzlich, was Artillerie eigentlich genau sei. Luzia ist Mikrobiologin, sie hat sich zwanzig Jahre lang mit der Rekonstruktion ausgestorbener Proteinkomplexe beschäftigt und benötigte dazu keinerlei militärische Kenntnisse. Doch nun sind die Zeitungen voll mit Gefechtskarten, auf denen mit dicken blauen und roten Pfeilen die Bewegungen der russischen Armee und die Gegenoffensiven der Ukrainer eingezeichnet sind. Es ist in den Berichten von taktischen Einheiten die Rede, von Gefechtsstreifen, Stellungsräumen und eben Artilleriesystemen. Luzia liest Interviews mit Militärexperten, die über Einkesselungen und Anpassungsschlachten sprechen. Es stört sie, dass sie so viel über Proteinfaltung und DNA-Polymerase weiss und so wenig über Einkesselungen.

Da Luzia weiss, dass ich seit vielen Jahren leidenschaftlich «Armed Assault 3» spiele, eine realistische Militärsimulation, bei der man eine Menge über Anpassungsschlachten lernt, suchte sie Rat bei einem Experten, also bei mir. Ich sagte, Artillerie sei das, was man brauche, um weiche Ziele zu zerstören und die Nachschublinien des Gegners zu unterbrechen. Ich sagte, die Artillerie befinde sich, wenn es gutgehe, immer ausserhalb

der Reichweite der feindlichen Panzer, und wenn es schlecht gehe, innerhalb. Luzia wollte wissen, wieso das schlecht sei, und ich sagte, um ihr das zu erklären, müsse ich weit ausholen. Denn Kriegsführung ist weitaus komplexer, als die Friedensbewegung sie in den letzten Jahrzehnten immer dargestellt hat. Es geht keineswegs nur darum, Kollateralschäden herbeizuführen, sondern bei der Kriegsführung geht es in erster Linie um Deckung in allen Variationen. «A deckt B, B deckt C, und C muss ohne Deckung angreifen», sagte ich zu Luzia, und während ich es sagte, war ich glücklich darüber, dass sich endlich mal einer meiner Freunde für militärische Strategie interessierte.

Darauf hatte ich zwanzig Jahre lang gewartet, seit ich «Armed Assault» spiele. Stets hatte ich mich mit meinem Interesse für Schlachtordnungen ziemlich allein gefühlt unter meinen hochsensiblen Freunden, die schon die Romane von Houellebecq als Grenzverletzung empfanden. Meine Freunde waren geradezu militant friedfertig und vertraten die Meinung, Krieg lasse sich verhindern, indem man die Wehrpflicht abschaffe und den Ländern, die dies nicht täten, uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringe. Wenn ich dann jeweils den Einwand wagte, in meinem Computerspiel führe Vertrauen am Schluss stets zu einer Invasion, rieten mir meine Freunde, Rilke zu lesen, anstatt meine Zeit mit Mordspielen zu vergeuden.

Sie hatten sicherlich einerseits recht. Andererseits hätte ich, wenn ich damals Rilke gelesen hätte, Luzia jetzt nicht erklären können, dass die Artillerie nur ein Teil eines kunstvollen Geflechts strategischer Kampfverbände ist, die einander gegenseitig schützen, die miteinander kommunizieren, auch nachts, wenn sonst alle schlafen, die also in ständigem Kontakt miteinander stehen und alle Probleme über verschlüsselte Funkkanäle ausdiskutieren. «Im Grunde geht es um Beziehungen», sagte ich. «Und um den unbedingten Willen», fügte ich hinzu, «den Gegner zu vernichten. Sonst wäre es ja kein Krieg, sondern ein Sportanlass.» Luzia sagte, sie habe bisher immer gedacht, Artillerie seien Soldaten mit Bajonetten vorn am Gewehr. Ich sagte, sie solle sich keinen Vorwurf machen, mein bester Freund Bruno habe bisher immer gedacht, Flaggschiffe seien Schiffe, die von vorn bis hinten beflaggt seien und die man nur für Feierlichkeiten benutze, etwa beim Geburtstag eines Generals. Er sei ganz erstaunt gewesen, zu erfahren, dass es in der Marine keine

Generale gibt, sondern Admirale. Aber wie sagt Rilke: «Es gibt / eine Zeit der Gedichte / und eine Zeit / der Gener- und Admirale.»



FRAUEN

Blac Chyna, Doppelwesen

Julie Burchill

Die Kardashians sind dermassen gewohnt, ihr Privatleben publik zu machen, dass man einer Zynikerin verzeihen wird, wenn sie – nun, da eine neue Kardashian-Reality-TV-Serie beworben werden muss – denkt, es komme der Sippe wohl zu pass, dass sie demnächst in einem Gerichtsstück eine Hauptrolle spielen wird. Kim und Khloé Kardashian sowie Kylie und Manager-Mutter Kris Jenner sind die Angeklagten in einem Prozess, den Blac Chyna, Ex-Verlobte des Kardashian-Bruders Rob, angestrengt hat. Sie wirft ihnen vor, sie verleumdet und dafür gesorgt zu haben, dass ihre, Blac Chynas, Reality-Show abgesetzt wurde.

Es ist ein unappetitlicher Fall, in dem es ebenso sehr um Rasse wie um Geld geht. Nimmt man noch den Sex-Aspekt dazu – Rob Kardashian hat sich auf einen aussergerichtlichen Vergleich eingelassen, nachdem er Rache-Pornos über die Mutter seiner Tochter gepostet hatte –, dann kann man sicher sein, dass diese drei Elemente für ein so aufregendes Justizdrama sorgen werden, wie man sich nur wünschen kann. Blac Chyna wurde als Angela White geboren, und die beiden Namen zeigen aufs schönste ihre Doppelnatur. Angela ist das brave Mädchen, das Interviewerinnen mit «Ma'am» anredet und Dinge sagt wie: «Mein Ehrgeiz war, zu studieren, und das habe ich auch getan.» Chyna hingegen ist die Videoschlampe, die als Teenager zu strippen begann, um für ihre Schulbildung bezahlen zu können, und ihr Studium abbrach, weil sie vor Erschöpfung in den Vorlesungen einschlieft.

Als Angela/Chyna Rob Kardashian begegnete (einem so unattraktiven und überflüssigen Individuum, dass man glauben könnte, seine einzige Daseinsberechtigung bestehe darin, eine wandelnde Organbank für seine Schwestern zu sein), war klar, dass dieses Doppelwesen für sich so viel rausholen würde wie nur möglich.

Beim Kardashian-Clan gibt es eine lange Tradition des Flirtens mit schwarzer Kultur und der Beziehungen mit schwarzen männlichen Stars. Unglücklicherweise waren sowohl Kanye West als auch der Rapper Tyga mit schwarzen Frauen liiert, bevor sie diese verliessen, als Schlampen beschimpften und dann mit einer Kardashian anbandelten: Tyga hatte ein Kind mit Blac Chyna und macht sie in den sozialen Medien als schlechte Mutter runter, und West sagte über seine Ex, Amber Rose (die als Teenager zu strippen begann, um ihre Familie finanziell über Wasser zu halten), er habe «siebzigmal duschen müssen», bevor er anständig genug gewesen sei für Kim.

Es ist allerdings ziemlich bescheuert, eine Strip-teasetänzerin runterzumachen, um sich an eine Frau ranzuschmeissen, deren Berühmtheit auf einem Sex-Tape beruht. «Setz dich auf deinen Arsch und arbeite. [...] Heutzutage will niemand mehr arbeiten», tönte Kim K. vor kurzem, als sie um einen Ratschlag für Unternehmerinnen gefragt wurde. «Zeig der Welt deinen Arsch, statt zu arbeiten», hätte ihr Businessmodell wohl präziser beschrieben. Blac Chyna, die jetzt Kim und Konsorten für hundert Millionen Dollar am Arsch kriegen will, hat ihren Sex-Appeal zu Geld gemacht und schämt sich dafür kein bisschen. Damit folgt sie dem Vorbild der Kardashians; bloss dass diesmal die Kardashians nicht die Abgreiferinnen sind, sondern selbst ausgenommen werden sollen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Genderübersicht

Prosaiker: Biologisch gesehen, gibt es nur zwei Geschlechter.

Poet: Laut Platon gab es ursprünglich drei Geschlechter, nämlich Weib, Mann und Mannweib. Die waren kugelförmig, hatten je vier Arme und Beine, zwei Gesichter und vorne wie hinten die gleichen Geschlechtsorgane, mit Ausnahme des Mannweibs, welches eine weibliche und eine männliche Seite hatte. Diese Kugelwesen bewegten sich auf ihren acht Gliedmassen radschlagend fort und trieben es etwas zu bunt, weshalb Zeus sie in zwei Hälften schnitt, so dass aus einem männlichen Kugelwesen zwei Männer entstanden, aus einem weiblichen zwei Frauen und aus einem Kugelmännweib je eine Frau und ein Mann. Und so fühlt sich nun jedes zu seinem fehlenden Teil hingezogen. Mann und Frau ziehen sich daher nur gegenseitig an, sofern sie Mannweibshälften sind. Falls der Mann eine Kugelmännhälfte ist, fühlt er sich zum Mann hingezogen und die Frau entsprechend zur Frau.

Prosaiker: Das ist doch absurd.

Poet: Daraus folgert Platon sogar, dass der homosexuelle Mann der männlichere Mann sei, da er eine Doppelmannhälfte verkörpere, wogegen der heterosexuelle Mann bloss ein halbes Mannweib sei.

Prosaiker: Das behauptet Platon?

Poet: Na ja, eigentlich zitiert er Apollodor.

Prosaiker: Also stammt das gar nicht von Platon, sondern von Apollodor?

Poet: Apollodor hat es von Aristodemos.

Prosaiker: Dann hat Aristodemos diese Genderdebatte losgetreten?

Poet: Laut Platon hat Aristodemos dem Apollodor lediglich erzählt, Aristophanes habe das alles gesagt.

Prosaiker: Gibt es Zeugen?

Poet: Platon sagt, Sokrates habe Apollodor das bestätigt, was Aristodemos von Aristophanes erzählt hat.

Prosaiker: Das macht die Sache auch nicht übersichtlicher.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Wahlbergs Bubenträume

Hollywoodstar Mark Wahlberg verkauft sein Anwesen. Es ist eines der prunkvollsten in ganz Los Angeles.



Basketballplatz inklusive: Villa in Beverly Park.

Er kam von weit unten, war mit dreizehn kokainsüchtig, sass wegen Körperverletzung im Gefängnis und schloss nicht einmal die Grundschule ab. Jetzt will er seine *mega mansion* in Los Angeles für 87,5 Millionen Dollar verkaufen. Für viele ist Mark Wahlberg der Inbegriff des gelebten amerikanischen Traums, in dem der reine Wille und der Glaube an Gott den Weg bereiten. In ärmlichen Verhältnissen wuchs Wahlberg mit acht Geschwistern in Boston auf, machte zuerst Karriere als Musiker (Marky Mark and the Funky Bunch), dann als Unterwäschemodel für Calvin Klein, und schliesslich schaffte er auch in Hollywood den Durchbruch. Er ist einer der bestbezahlten Schauspieler (u. a. «The Departed», «Max Payne»), verdient aber auch als Produzent viel Geld («Entourage»).

2009 kaufte der strenggläubige Katholik im Prominenten-Refugium Beverly Park – dort, wo Sylvester Stallone kürzlich sein Haus an Popstar Adele verkaufte (*Weltwoche* Nr. 4/22) – für 8,25 Millionen Dollar das rund 25 000 Quadratmeter grosse Grundstück. Darauf liess er vom Hausarchitekten der Hollywoodstars, Richard Landry, eine gigantische Villa im europäischen Stil

errichten. Auf einer Wohnfläche von knapp 3000 Quadratmetern befinden sich unter anderem zwölf Schlaf- und zwanzig Badezimmer, ein riesiger Fitnessraum, ein Kino und diverse Bars. Auf dem Gelände hat es zudem einen Skatepark, einen Golfplatz, ein Basketballfeld und eine Poolanlage mit Wasserfällen und Grotten.

Wahlbergs Residenz ist derzeit das siebtgrösste Objekt auf dem Häusermarkt im Bezirk Los Angeles; 87,5 Millionen Dollar wäre der zweithöchste Preis, der dieses Jahr für ein Privathaus in Südkalifornien bezahlt würde. Den höchsten Wert erzielte der Neubau «The One» bei einer Versteigerung im März (*Weltwoche* Nr. 11/22). Der Unternehmer Richard Saghian bezahlte dafür 141 Millionen Dollar.

Der zweifach Oscar-nominierte Schauspieler Wahlberg hat neben Hollywood noch andere Geschäftsfelder, die er beackert. Er ist an verschiedenen Firmen beteiligt, die an Bubenträume erinnern: Er besitzt eine Burger-Kette (Wahlburgers) und eine Fitness-Franchise (F45), daneben ist Wahlberg leidenschaftlicher Autohändler (u. a. Mark Wahlberg Chevrolet). Seinen Highschool-Abschluss holte er übrigens 2013 nach – mit 42.

Ted Scapa

Kinder der 1970er und 1980er Jahre kennen den Künstler aus der TV-Sendung «Spielhaus». Als Zeichner, Maler, Cartoonist und Illustrator ist er immer noch täglich aktiv.

Weltwoche: Im Januar wurden Sie 91 Jahre alt. Wie geht es Ihnen?

Scapa: Ich will nicht klagen. Mir geht es ganz gut, an einem Tag besser, am anderen Tag etwas weniger gut. Das ist normal. In meinem Alter muss man jeden Tag für sich nehmen und dankbar sein. Seit einiger Zeit lebe ich im Seniorenheim «Burgerspittel» in Bern, wo ich gut umsorgt werde. Meine Wohnung hier ist jetzt mein Reich und mein Atelier. Aber solange ich noch kreativ sein und arbeiten kann, bin ich zufrieden.

Weltwoche: Sie arbeiten immer noch?

Scapa: Ja, natürlich! Ich arbeite jeden Tag. Am Morgen stehe ich früh auf, setze mich an meinen Tisch und bin künstlerisch tätig. Vor allem zeichne und male ich noch. Ich kann einfach nicht anders. Arbeit ist wie eine Art Therapie für mich. Sie hält mich vital und gesund. Meine Neugier nach Neuem hält bis heute an. Und im Restaurant des Seniorenheims, wo

ich jeweils mein Mittagessen einnehme, verziere und signiere ich jede Rechnung. Kürzlich habe ich aus dem Restaurant einen Stuhl in meine Wohnung mitgenommen und bemalt. Aber ich erhalte auch noch regelmässig Aufträge aller Art von Firmen, zum Beispiel für die Illustration von Geschäftsberichten. Und ich gebe immer noch einen Kalender heraus. Derjenige für das Jahr 2023 ist schon fast fertig.

Weltwoche: Gibt es denn auch noch Ausstellungen mit Ihren Werken?

Scapa: Meine Tochter Tessa organisiert seit 26 Jahren meine Ausstellungen. In letzter Zeit machten wir durchschnittlich noch eine Ausstellung pro Jahr, hin und wieder auch im Ausland. Im vergangenen Jahr stellte ich Werke von mir im Seniorenzentrum aus. Fast ganz Bern war da, darunter die Schauspielerin Lilo Pulver, die auch hier wohnt. Die nächste Ausstellung findet vom 24. Juni bis am 15. Juli in

der Galeria 21 in Nidau statt, wo eine Retrospektive über mein ganzes Schaffen gezeigt wird. Mindestens an der Vernissage werde ich anwesend sein.

Weltwoche: Sie strotzen bis heute vor Kreativität und Schaffenskraft. Haben Sie nie daran gedacht, ein eigenes Museum zu eröffnen?

Scapa: Tatsächlich gab es eine Idee und Pläne dafür, die sogar schon ziemlich konkret waren. In Murten hatte ich ein geeignetes Lokal in Aussicht. Schliesslich klappte es dann aber doch nicht. Und heute ist es zu spät dafür.

Weltwoche: Sie sind gebürtiger Niederländer, und auf Ihrem Tisch stehen Tulpen. Welche Bedeutung hat Ihr Vaterland noch für Sie?

Scapa: Tulpen hat es immer bei mir. Sie sollen mich täglich an die Niederlande erinnern. Dort hat alles begonnen. Zeit meines Lebens habe ich gute Kontakte in mein Heimatland gepflegt. Zu meinem 90. Geburtstag habe ich vom König der Niederlande einen Brief bekommen, in dem er mir dafür dankte, dass ich zwei Jahre Militärdienst geleistet hatte. Ausserdem wurde ich zum Leutnant 1. Klasse ernannt.

Weltwoche: Wie kamen Sie seinerzeit in die Schweiz?

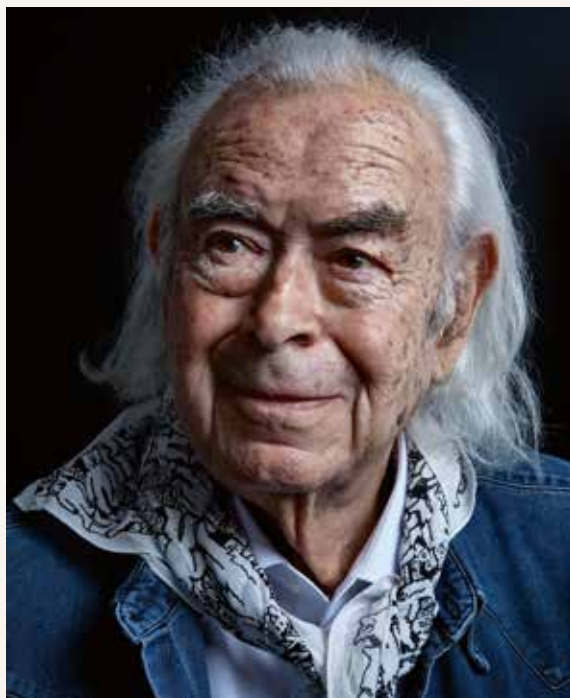
Scapa: Meine Familie war im Zweiten Weltkrieg vor den Nazis geflohen. Später wurde mein Vater Botschafter in Bern. Nach meinem Kunststudium in Den Haag reiste ich viel herum, ehe ich wieder in die Schweiz kam, heiratete und nach dem Tod des Schwiegervaters die Leitung des Benteli-Verlags samt Druckerei in Bern übernahm. In dieser Funktion lernte ich auch fast alle zeitgenössischen Künstler wie etwa Joan Miró oder Jean Tinguely oder auch Bundesrat Willi Ritschard kennen. Parallel dazu war ich auch immer selbst künstlerisch tätig, habe zum Beispiel für den *Nebelspalter* gezeichnet und für Swatch Uhren designt. Im ganzen Land wurde ich aber bekannt, weil ich zwanzig Jahre lang fester Bestandteil der Kinderfernsehsendung «Spielhaus» war. Das waren schöne Zeiten.

Michael Baumann



«Aufträge aller Art»: Scapa ca. 1979 und heute.

Der Künstler Ted Scapa, geboren 1931 in Amsterdam, wurde in den sechziger Jahren mit seiner Zeichnen-Rubrik in der Sendung «Spielhaus» des Schweizer Fernsehens national bekannt. Er ist dreifacher Vater und fünffacher Grossvater.



Faszination Feuer

The Grill, Hotel Beausite, Brunnmattgasse 9, 3920 Zermatt. Telefon 027 966 68 68. Täglich Abendessen

Ein Grillrestaurant scheint ja grundsätzlich nichts, was auf den ersten Blick – oder vielmehr: Bissen – besonders überraschend wirkt. Seit der Steinzeit wird Essen über Feuer zubereitet, das hat zwar genau deswegen seinen besonderen Reiz, wird aber gerne etwas unterschätzt. Kürzlich war ich zu Gast im Hotel «Beausite» in Zermatt, einem sehr empfehlenswerten Viersternehaus mit bewundernswert konsequentem Freundlichkeits-Niveau.

Abends sassen wir im Hotel-Restaurant mit dem wenig ausgefeilten Namen «The Grill» und bekamen als Erstes ein Glas Lamm-Bouillon mit einem Sesamgebäck – eine warme, charmante und wohlschmeckende Willkommens-



geste, die andeutete, dass der Küchenchef sein Handwerk auch abseits der Feuerstelle beherrscht.

Sorgfalt bei der Zubereitung und Präsentation lag auch dem geräucherten Lachs mit aromatischen Sprossen, Topinamburpüree und knackigem Gemüse zugrunde; allein der fehlende Mut beim Abschmecken machte das Gericht etwas gewöhnlich. «The Grill» mag etwas fantasielos klingen, aber mit Bezug auf die dann folgenden Hauptgänge ist es auch ein

Versprechen, das die Küche erfreulich mühelos einzulösen vermochte.

Eine herzhaft, leicht scharfe Suppe auf Basis grillierter Auberginen mit knusprigen Tofu-Kroketten und griechischem Joghurt als kühlem Kontrast mit feiner Süsse und Säure gab es aus der fantasievollen Abteilung für Vegetarisches und ein wunderbar aromatisches Stück Filet von der alten spanischen Kuh – gewissermassen aus dem Bereich «Steinzeit», wenn man so will. Dass die Garstufe perfekt ist, darf man in einem solchen Lokal voraussetzen. Aber auch hier war der Gesamteindruck durch die hervorragende Jus, das glasierte Gemüse oder das Ratatouille als Beilage geprägt von einem offensichtlichen Willen zur Sorgfalt in jedem Detail.

David Schnapp ist Autor beim Gault & Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Helle Freude

Lamoresca (Filippo Rizzo): Nerocapitano (Frappato) Rosso Terre Siciliane IGP 2020. 13,5%. Reb Wein Zürich. Fr. 24.–. rebwein.ch

Abermals ein Loblied auf einen Quereinsteiger! Winzer, die sich erst im Lauf ihres Lebens zum Weinbau entscheiden, zeichnen sich in aller Regel durch besondere Leidenschaft aus. Die ist zwar auch vielen nicht abzusprechen, die aus langer Familientradition in dieses Metier hineinwachsen. Aber wie jede Tradition hat auch die im Weinbau zwei Seiten: Sie bedeutet einerseits Reichtum an Erfahrung, aber sie kann auch eine Hypothek sein: alles weiter so zu machen wie die Väter, Grossväter und Ururgrossväter. Beim Quereinsteiger ist Leidenschaft sozusagen garantiert. Naturgemäss ist er nicht nur offen für unterschiedlichste Traditionen, sondern auch für unerwartete Neuerungen und Überraschungen.

Filippo Rizzo betrieb über Jahre mit seiner Frau Nancy ein kleines Restaurant in Belgien. Schon da pflegte er seine Vorliebe für natürliche Weine. Allein, um das Jahr 2000 wollte er es wissen. Der Auswanderer



kehrte zurück in seine italienische Heimat. Im kleinen Dorf San Michele di Ganzaria, mitten im sizilianischen *out of nowhere*, in den Hügeln, grob gesagt, zwischen dem Ätna und der südöstlichen Küste auf der Höhe von Gela, erwarb er erst ein Terrain mit 46 alten Olivenbäumen der lokalen Sorte Lamoresca, nach der er sein mählich wachsendes Gut «Lamoresca» nannte. Es umfasst heute (immer noch bescheidene) 11 Hektar. Vier davon, Kalksteinböden und Ton auf 430 Meter über Meer, sind mit Reben bepflanzt. Unter anderem mit der Sorte Frappato, die vor allem in der Küstenzone von Vittoria und dank Produzenten wie COS eine diskrete Bekanntheit erlangte.

In Rizzos Gegend nennt man den Frappato «Nerocapitano». Das lässt eine tiefschwarze,

alkoholreiche sizilianische Bombe vermuten. Rizzos Nerocapitano ist davon das Gegenteil: Licht in der Farbe, strahlend frisch in der Aromatik (Kirschen, Himbeeren, etwas Erdbeeren, ein Strauss von Kräutern und Wildblumen), bescheiden im Alkohol und wunderbar balanciert mit knackiger Säure, ist er ein fabelhaft natürlich süffiges, aber feingewirktes Trinkvergnügen.

In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr arbeitete Rizzo beim radikalsten Winzer am Ätna, dem Belgier Frank Cornelissen – ein Quereinsteiger auch er, der mit seiner Vision von einem Weinbau im harmonischen Einklang mit der Natur am Vulkan heute im Ruf eines ebenso rigorosen wie heiteren Gurus steht.

Rizzos Weine, und dieser Nerocapitano besonders, sind der vollkommene Ausdruck dieser Philosophie. Freilich keine angewandte Ideologie (Rizzo ist ein erklärter Feind aller Dogmen), vielmehr ein eigentliches Naturereignis. Es trinkt sich so wunderbar selbstverständlich, dass wir seine Raffinesse fast vergessen. Eine helle Freude.

Begehrtest wert elektrisch

Porsche verleiht E-Autos mit Modellen wie dem Taycan 4S Sport Turismo einen besonderen Reiz.



So viel Ehrlichkeit sollte sein: Elektroautos sind nicht deshalb zum grossen Thema geworden, weil es ein starkes emotionales Verlangen danach gegeben hatte, sondern weil sie politische Forderungen erfüllen und an die Vernunft von uns Autofahrern appellieren. Manche (frühere) Modelle hatten den Charme einer elektrischen Zahnbürste, die man nach dem Putzen auf das Ladegerät steckt, damit sie am nächsten Morgen wieder zuverlässig ihre volle Leistung abgeben möge.

Wenn wir die jüngere Entwicklung der Elektromobilität mit etwas Drang zu Polemik und holzschnittartiger journalistischer Verkürzung zusammenfassen, haben Elon Musk und Tesla den endgültigen Beweis erbracht, dass Autos mit Elektromotoren, grosser Batterie und Stromanschluss – in Kombination mit einem klug geplanten Ladenetz – als universelle individuelle Mobilitätslösung perfekt funktionieren. Aber ein Tesla sieht weder besonders anziehend aus, noch sorgt ein übergrosser Bildschirm als Schaltzentrale des Fahrzeugs unmittelbar für erhöhten Puls – aber das liegt natürlich im Auge des Betrachters.

Auf der Elektroauto-Party war Porsche wiederum nicht der erste Gast. Aber als die Stuttgarter auf dem Fest auftauchten, drehten sich alle Köpfe, um es etwas bildhaft zu formulieren. Mit Modellen wie dem neuen Taycan 4S Sport Turismo hat der Edelhersteller das Elektroauto begehrtest wert gemacht. Das beginnt bei der gestreckten, kraftvollen Form des Wagens, der buchstäblich einen energiegeladenen ersten Eindruck macht. Mein Test-

wagen in dunkelrotem «Cherry metallic» war jedenfalls kein Auto, mit dem man diskret irgendwohin rollt.

Vor allem aber spürt man am Taycan den Willen der Porsche-Ingenieure, das Elektroauto nicht nur nützlich, praktisch und vernünftig zu gestalten, sondern ihm eine besondere Anziehungskraft einzupflanzen. Die Fahrleistungen sind natürlich hervorragend, aber die kanonenkugelartige Beschleunigung alleine macht den Reiz noch lange nicht aus. Es ist vielmehr die Kombination von überragendem Fahrwerk und Luftfederung. Die Art beispielsweise, wie das Auto nach schnellen Überholmanövern sicher und präzise einlenkt und die ansatzlose Kraftentfaltung mit einem vertrauenerweckenden Grundverhalten kombiniert, ist schon höhere Sportwagenlehre.

Was den Taycan 4S in der Sport-Turismo-Version mit Kombi-Heck aussergewöhnlich macht, ist am Ende vielleicht die zeitgemässe Kombination aus Leidenschaft und Vernunft. Das Auto ist auf Knopfdruck mal komfortabel, mal sportlich straff, hat ausreichend Platz auch für umfangreichere Materialtransporte, lädt schnell, und vor allem gibt es einem in jedem Moment das Gefühl, auf besondere Art (elektrisch) unterwegs zu sein.

Taycan 4S Sport Turismo

Motor/Antrieb: E-Performance-Antrieb mit 2 Elektromotoren, 1-Gang-Getriebe vorne, 2-Gang-Getriebe hinten; Leistung (Performance-Batterie Plus): 490 PS (360 kW); max. Drehmoment: 650 Nm; Batterie: 83,7 kWh (netto); Beschleunigung (0–100 km/h): 4,0 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Reichweite: 417–498 km; Verbrauch (WLTP): 24,7–21 kWh/100 km; Preis: Fr. 130 300.–, Testauto: Fr. 170 610.–



OBJEKT DER WOCHE

Stundenlanger Trinkgenuss

«Coffee Tumbler» von Hydro Flask
Online für Fr. 28.95 erhältlich

Viele empfinden es als Akt der Barbarei, Kaffee aus Bechern zu trinken. Man kann diesen Leuten entgegenhalten, dass sie keine Ahnung haben, was sie verpassen. Der allergrösste Vorteil der *bicariorum* neben ihrer unumstrittenen Mobilität: Der Trinkgenuss kann nach Belieben verlängert werden. Während der 15-Milliliter-Ristretto aus dem dickwandigen Tässchen etwa so schnell weg ist wie ein Testarossa im Morgengrauen, kann man an einem Becher vergnügt minuten-, wenn nicht stundenlang herumnuckeln.

Damit kein schlechtes Gewissen gegenüber der Umwelt aufkommt, gibt es seit geraumer Zeit verschiedene Varianten eleganter Mehrwegbehälter. Der weltweit bekannte Schweizer Flaschenhersteller Sigg – 1908 gegründet und mittlerweile in chinesischer Hand – zum Beispiel hat auch praktische Kaffeebecher im Angebot. Die amerikanische Konkurrenz heisst Hydro Flask. Die Firma hat ein ähnliches Produkteprofil wie Sigg und ist im Label-versessenen Land seit ein paar Jahren dank guter Positionierung in den sozialen Medien vor allem bei der jüngeren Käuferschaft sehr beliebt.

Der neuste «Coffee Tumbler» von Hydro Flask fasst 473 Milliliter und hat den Vorteil, dass er ganz verschliessbar ist. Das Heissgetränk überbortet also auch im Laufschrift nicht, und der Isolierbecher hält es bis zu sechs Stunden warm.

Benjamin Bögli



Zunft Schwamendingen:
Eishockey-Lady Florence Schelling.



Zunft zum Weggen: Regierungsrätin Silvia Steiner, Daniel Koch, Ehrendame Michelle.



Zunft Riesbach: Ex-Formel-1-Chef Peter Sauber, Pferd Contani.



Zunft zum Widder: Regierungsrätin Natalie Rickli, Zunftmeister Georg Steiger.



Zunft Hottingen beim Marsch durch die Innenstadt:
Unternehmer und Gast Hans Leutenegger, Ehrendame Manuela.

BEI DEN LEUTEN

Zürich glänzte

Grosse Erleichterung und Riesenfreude in Zürich: Nach zwei Jahren Pandemie-Unterbruch fand das Sechseläuten wieder statt.

André Häfliger

Am Schluss explodierte der Böögg nach 37 Minuten und 59 Sekunden – das gibt gemäss Orakel einen sehr durchwachsenen Sommer. Immerhin war der Wettergott an diesem Montag gnädig, liess es erst unmittelbar nach dem Sechseläuten regnen – danke!

Bereits der (allerdings regnerische) Sechseläuten-Sonntag ist ein voller Erfolg. Über 2500 Kinder sind am traditionellen Kinderumzug in ihren schönen Trachten dabei. Auch sie erhalten mit leuchtenden Augen Blumen – und verteilen Süssigkeiten. **Anne-Catherine Hatt**, Präsidentin des Kinderumzugs: «Wir mussten lange darben, umso grösser ist nun die Freude.» Auf dem Münsterhof endet der Umzug, die Kleinen erhalten ein *Bhaltis*, einen blauen Turnsack mit Süssem.

Wichtige Rekorde: 1956 dauerte es weniger als vier Minuten, bis der Böögg explodierte – 2019 rund neun Minuten. Über 45 Minuten waren es vor sechs Jahren. Unvergesslich: Ende der neunziger Jahre wurde der Böögg geklaut, ein Ersatz musste blitzschnell her. Speziell: Letztes Jahr wurde der Böögg auf der Teufels-

brücke in der Urner Schöllenschlucht verbrannt. Uri ist darum dieses Jahr Gastkanton.

Jetzt aber ist der zehn Meter hohe Holzturm mit über 5000 *Bürdeli* wieder auf dem Sechseläutenplatz am Bellevue bereit. Es brennt, die berittenen Zünfter kreisen ums Feuer. Unter ihnen Ex-Formel-1-Chef **Peter Sauber** (Zunft Riesbach): «Ich bin zum 59. Mal dabei. Diesmal mit dem achtjährigen Wallach Contani. Es ist jedes Mal ein tolles Volksfest, eine herrliche Tradition!» Zweiter Star hoch zu Pferd ist **Martin Fuchs**, momentan der beste Springreiter der Welt und soeben Sieger am Weltcup-Finale in Leipzig.

Autokönig **Walter Frey** ist mit Sohn **Lorenz** ganz stolz bei der Zunft Hard, seine Ehefrau **Barbara** im Publikum. Jura-CEO **Emanuel Probst** feiert in der gleichen Zunft. Allesamt sind sie sich einig: «Was für ein tolles Volksfest!» Für FDP-Bundespräsident **Ignazio Cassis** ist es das dritte Sechseläuten. Er läuft in der Gesellschaft zur Constaffel mit. Der Tessiner aus Sessa sagt: «Wahnsinn, was da alles abgeht. Ich bin hell begeistert!»



Zunft Fluntern: Starköchin Hildebrand, alt Nationalrat Steinegger, Skirennfahrer Roulin.



Zunft zur Schmiden: Hans-Ulrich Bigler, Ehrendame Salome.



Zunft zur Schiffeuten: Armeechef Thomas Süssli, Zunftmeister Claude Lambert.



Zunft Hard: Lorenz und Walter Frey, Automobil-Unternehmer.



Zunft zur Meisen: Martin Naville, Swiss-American Chamber of Commerce, Zoodirektor Dressen.



Zunft zur Zimmerleuten: Stadtpräsidentin Corine Mauch, Zunftmeister Mathis Berger.



Gesellschaft zur Constaffel: Roche-Präsident Franz, Wanda, Elina.



Gesellschaft zur Constaffel: Bundespräsident Ignazio Cassis, Gastkind Bianca.



Zunft Hard: Jura-CEO Emanuel Probst, Finanzdirektor Ernst Stocker, Schwingerkönig Christian Stucki.



Stadtzunft: Ständerat Daniel Jositsch, Ehrendame Salome.

Der Trend heisst «genderexpansiv»



Die Tage der Krawatte sind gezählt: Künstler LaQuann Dawson in Dessous von Leak.

Während der Pandemie ist der Absatz von Lingerie stark gestiegen. Viele Hersteller sehen jetzt eine neue Kategorie, die einen Markt öffnet: den Markt für «genderexpansive» Kleidung, wie die *New York Times* kürzlich schrieb. Darunter sind viele neue Labels mit Namen wie Menagerie, Candyman Fashion oder Leak. Aber auch arrivierte Lingerie-Marken wie Cosabella. Der Trend geht in die Rich-

tung, nicht nur non-binäre Menschen, sondern auch Cis-Männer, also Männer, denen das Geschlecht «männlich» zugewiesen wurde und die sich damit identifizieren, für Lingerie mit Spitze, Straps und Netz zu begeistern. Ihnen wird nicht etwa Damenwäsche aufs Auge gedrückt, sie sollen mit auf Männerkörper zugeschnittenen Styles verführt werden. Der Trend ist interessant, weil er Normen sprengt.

Die Wette geht auf eine Konsumgeneration, die im Zeitgeist von Inklusivität, Diversität und Body Positivity aufwächst. Sie könnte aufgehen. Denn die Tage der Krawatte zum Beispiel, einst Symbol für Männlichkeit, sind bereits gezählt.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, der Sex mit meinem Mann dauert jeweils rund zwanzig Minuten. Ich höre immer wieder, dass das weit über dem Durchschnitt sein soll. Kürzer kann ich mir Sex aber eigentlich gar nicht vorstellen. Sind wir tatsächlich eine Ausnahme? V. S., Wädenswil

Eine sehr spannende Frage. Denn zwanzig Minuten ist für viele Männer eine unvorstellbare Zeit . . . Was ich aus Ihrer Frage nicht herauslesen kann, ist, was Sie mit «Sex» genau meinen. Wenn Sie unter «Sex» Geschlechtsverkehr verstehen, dann sind zwanzig Minuten tatsächlich lange. Für viele Männer ist es nämlich nicht möglich, die Erregung beziehungsweise ihre Erektion so lange steuern zu können. Es

gibt Männer, die auch zwanzig Minuten Geschlechtsverkehr haben, sie müssen aber sehr kämpfen, um diese Zeit durchzuhalten, und sich sehr fest darum bemühen, nicht die Erektion zu verlieren. Aber es ist natürlich ein sehr schöner Umstand, wenn Ihr Mann so viel Einfluss auf seinen Penis hat und selber entscheiden kann, wie er seine Erregung steigern und senken lassen kann.

Also, gehen wir mal von Letzterem aus. Nun wäre es interessant, zu überlegen, warum für Sie zwanzig Minuten wichtig sind und Sie sich eine kürzere Zeit nicht vorstellen können. Entweder geniessen Sie diese Zeit einfach sehr und finden den Geschlechtsverkehr, den Sie haben, schön, oder aber Sie haben gemerkt, dass Sie und Ihr Körper länger brauchen, um

in die Erregung zu kommen, um diese zu steigern und zu geniessen.

Sie sehen, man kann es von verschiedenen Seiten anschauen. Schlussendlich ist es vor allem wichtig und schön, dass Sie sagen können, dass Sie eine Form von Sexualität leben, die Ihnen entspricht und die Sie erfüllt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien im September 2021 bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an daniala@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Christian Spuck

Der Ballettchef des Opernhauses Zürich blickt voller Sorge in Richtung Ukraine und gewährt gestrandeten Tänzerinnen Asyl.

Er hat das Büro mit der vielleicht besten Aussicht der Stadt Zürich: praktisch direkt über dem tiefblauen Wasser des Sees – und mit Albiskette und Üetliberg als sanft-grünem Kontrast im Hintergrund. Der 52-jährige Deutsche aus Marburg ist seit 2012 Direktor des Balletts am Zürcher Opernhaus – und das noch bis übernächsten Sommer. Dann wechselt er als Intendant ans Staatsballett in Berlin.

Noch aber ist der frühere Tänzer mit ganzem Herzen in Zürich – und sieht sich mit einer aussergewöhnlichen Situation konfrontiert: «Durch den Krieg in der Ukraine und die Pandemie kommt es zu den wohl grössten Umwälzungen in der Tanzszene. Sowohl in der Ukraine als auch in Russland hat ein eigentlicher Exodus an hochkarätigen Tänzerinnen und Tänzern eingesetzt.»

Die ganze Szene habe sich schnell organisiert und mit ihrem Netzwerk quasi eine Stellenvermittlung lanciert. Spuck erklärt: «Aivars Leimanis, der künstlerische Leiter des lettischen Nationalballetts in Riga, richtete sich an unsere Community und stiess auf eine beeindruckende Resonanz. Die Direktoren von 115 Spielhäusern haben sich gemeldet und ihre Unterstützung angeboten.» Selber vermittelte er drei brasilianische Tänzer vom Bolschoi in Moskau nach Berlin. In Zürich befinden sich derzeit drei Gäste in der Kompanie, die im Ballettsaal täglich mittrainieren. Dass es nicht mehr sind, hat auch mit den wirtschaftlichen Sachzwängen zu tun: «Zürich ist ein extrem teures Pflaster. Und wer keinen Vertrag hat, kann es sich kaum leisten, hier länger zu leben.»

«Sinnloses Leiden»

«Ich habe das Gefühl, dass sich die Geschichte wiederholt. Wir werden in die Zeit des Kalten Kriegs zurückgeworfen. Und die Leidtragenden sind die einfachen Leute – und auch die Künstler und Kulturschaffenden», sagt Spuck. Ihnen sei mit einem Schlag in Russland die Existenzgrundlage entzogen worden. Spuck arbeitete während mehreren Monaten am Bolschoi-Theater in Moskau – und verfolgt die derzeitigen Ereignisse dort mit Befremden. Zuerst hatte Chefdirigent Tugan



«Im Kleinen Grosses bewirken»: Choreograf Spuck.

Sochijew seinen Posten niedergelegt, weil er nicht länger für den kremlnahen Betrieb arbeiten mochte und ein Bekenntnis zu den vielen ukrainischen Sängern, Tänzern und Dirigenten abgab, dann verliess Primaballerina Olga Smirnowa das Haus aus Protest, und schliesslich muss Intendant Wladimir Urin seine Absetzung fürchten, nachdem er einen Aufruf gegen den Krieg unterschrieben hatte. An seine Stelle würde wahrscheinlich der Putin-nahe Valery Gergiev rücken, der auch das Mariinski-Theater in St. Petersburg mit diversen Spielstätten in ganz Russland leitet. Am Zürcher Opernhaus ist dies geografisch weit weg – und trotzdem so nah. Spuck fordert von der Politik, dass Gelder fliessen müssen – um die uk-

rainischen Kulturschaffenden zu unterstützen. Schliesslich sei die ganze Szene nach der Pandemie nun schon von der zweiten grossen Krise hart getroffen. Auch selber schreitet der Deutsche zur Tat. Mit fünf Tänzern unterstützt er das «Ballet for Life», das am 21. April in Berlin über die Bühne ging und dessen Erlös an die humanitäre Hilfe in der Ukraine fliesst. Spuck weiss, dass dies nur ein Tropfen auf den heissen Stein ist. Gleichzeitig aber sagt er: «Wenn die Menschen geschlossen zusammenstehen, können wir auch im Kleinen Grosses bewirken – und vielleicht dazu beitragen, dass dieses sinnlose Leiden zu Ende geht.»

Thomas Renggli

Milliarden sind ihr Geschäft

Welche Talente braucht es, um im Banking in Zukunft erfolgreich zu sein?
Vontobel-Chef Zeno Staub nennt eine Frau mit verheissungsvollen Perspektiven.

Florian Schwab

Fondsmanagerinnen und Fondsmanager sind ziemlich einflussreiche Leute. Sie entscheiden, welche Aktien in einem bestimmten Anlagefonds vertreten sind und welche nicht. Damit bewegen sie die Seismografen der Börse und bestimmen indirekt über viele Anlagen institutioneller Anleger wie beispielsweise Pensionskassen. Sie gehören zur Gruppe, die man auf Englisch *market maker* nennt: Menschen, die den anonymen Finanzmärkten wichtige Impulse geben – und ein Gesicht.

Eine Vertreterin dieser Zunft ist Carla Bänziger. Seit fünfzehn Jahren bei dem globalen Schweizer Investmenthaus Vontobel, verantwortet sie seit letztem Frühling einen grösseren Fonds: den Vontobel Ethos Equities Swiss Mid & Small, der über eine Milliarde Franken in kleinere und mittelgrosse börsennotierte Schweizer Firmen investiert. Ein besonderes Kennzeichen dieses Aktienfonds ist, dass er nach Kriterien der Umweltverträglichkeit, des gesellschaftlichen Werts und der guten Unternehmensführung (sog. ESG-Kriterien) investiert, die von der unabhängigen Organisation Ethos vorgegeben sind. «Unter ESG kann man ja viel verstehen, und manchmal werden die Kriterien so hingebogen, dass sie zu einem Anlageprodukt passen – bei uns ist das nicht möglich», sagt die 45-Jährige.

Doktorat über Fruchtfliegen-Gen

Dafür, dass sie als eine Art Türsteherin massgeblich darüber bestimmt, in welche Firmen rund eine Milliarde Anlagekapital fliesst, ist Bänzigers Auftreten wohltuend zurückhaltend. Die grosse Show ist weniger ihr Metier als die vertiefte Analyse. Bänziger ist eine unprätentiöse Finanzanalystin mit scharfem Intellekt und fein entwickeltem Humor.

Aufgewachsen ist sie in Zürich Wiedikon. An der örtlichen Universität absolvierte sie ein Studium der Molekularbiologie. In Ihrer Doktorarbeit entdeckte und charakterisierte sie ein bis dahin unbekanntes Gen, das in der Fruchtfliege entdeckt worden war und das man auch im menschlichen Genom nachweisen kann. Im Jahr 2007 fing sie dann bei Vontobel als Junior-Aktienanalystin für Medizinal-Titel an. Ihre Kar-



«Analytisch und gut vernetzt»:
Bank-Chef Staub.

Der promovierte Ökonom (HSG) **Zeno Staub** ist seit 2011 CEO der in Zürich ansässigen Vontobel-Gruppe. Über Carla Bänziger sagt er: «Sie ist unter anderem mit dem Portfoliomanagement des Vontobel Ethos Swiss Small and Mid-Cap Fund betraut. Frau Bänziger bringt alles mit, um weiterhin sehr erfolgreich zu sein. Sie geht ihre Aufgaben analytisch an, ist gut vernetzt, zielstrebig, gleichzeitig ein Teamplayer, besitzt eine hohe Frustrationstoleranz, was auch in unserem Beruf unbedingt nötig ist, und sie ist äusserst verantwortungsbewusst.»

riere ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Augenfällig ist die lange Verweildauer beim selben Arbeitgeber – gerade in der Finanzindustrie eher unüblich. Und dann ihre beharrliche Bankkarriere als promovierte Molekularbiologin. Es gibt unter den Schweizer Fondsmanagern wohl nicht viele mit einem ähnlich tiefen Verständnis für die forschungsintensive Medizinalbranche.

Die Molekularbiologie faszinierte sie so sehr, dass sie eine Weile lang mit einer wissenschaftlichen Karriere liebäugelte, weshalb sie auch das Doktorat in Angriff nahm. «Auf die Dauer war es im Labor dann aber doch ein biss-

chen zu einsam.» In den über zehn Jahren als Finanzanalystin war sie dafür zuständig, den Vontobel-Kunden fundierte Kauf- und Verkaufsempfehlungen für ein gutes Dutzend Schweizer Medizinal-Titel zu liefern. Dafür war es entscheidend, nahe an den Firmen und an den wissenschaftlichen Entwicklungen zu sein. Bänziger bereiste die Welt, um zu sehen, was die Konkurrenz «ihrer» Schweizer Firmen macht. Bis heute, obwohl der neuerdings von ihr geführte Fonds keinen klaren Branchenfokus hat, nimmt sie an Fachkongressen teil.

«Ausserordentlich viele innovative Firmen»

Besondere Freude an ihrem Beruf bereitet ihr der konstante Austausch mit den Firmen. «Es gibt Unternehmen, die besuche ich drei- oder viermal jährlich.» Gelegentlich geht sie bei Produktionsanlagen von Firmen wie Lonza, Straumann oder Bachem vorbei. «Dabei gewinnt man Erkenntnisse, wie man sie vom Schreibtisch aus nie hätte.» Wenn sie von den zahlreichen Spitzenleistungen der Schweizer Pharma- und Medizinaltechnik erzählt, wird Bänziger leidenschaftlich. «Wir haben in der Schweiz ausserordentlich viele innovative Firmen, die man teilweise gar nicht kennt. Es ist sehr interessant, zu beobachten, mit welchem unternehmerischen Erfindergeist sie Krisen wie den Frankenschock 2015 oder jüngst die Covid-Krise bewältigen.»

Die durch Covid entstandene Zwangspause im Beruf wie auch die beiden Mutterschaftsurlaube empfand Bänziger auf die Dauer als anstrengend. «Ich gehe sehr gerne ins Büro und zu den Firmen.» Obwohl sie ihre beiden Kinder liebe, brauche sie die intellektuelle Herausforderung und Abwechslung am Arbeitsplatz.

In ihrer momentanen Position fühlt sich die Fondsmanagerin rundum wohl. Bei Vontobel werde, anders als in anderen Bereichen der Finanzwirtschaft, die Arbeit der Mitarbeiter sehr geschätzt. «Es ist eine von der Familie geprägte Bank, die den Mitarbeitern viele Möglichkeiten und Freiheiten einräumt.» Ihre nächsten Karriereschritte würden sich organisch ergeben. «Viel wichtiger ist es mir, mit meinem Fonds einen guten *track record* aufzubauen.»



«Erkenntnisse, wie man sie vom Schreibtisch aus nie hätte»: Fondsmanagerin Bänziger.

Yuliya Benza, «Bachelorette»

Die gebürtige Ukrainerin fürchtet sich vor dem tiefen Ozean, Seitensprünge verzeiht sie nicht, und sie macht einen Vorschlag zur Verbesserung des Bildungswesens.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Yuliya Benza: Das Pflegepersonal und Menschen, die sich um ältere Personen kümmern.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Benza: Am Kopf.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Benza: Ich verdiene genug, um die Bedürfnisse von mir und meiner Familie zu decken.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Benza: Vor dem tiefen Ozean.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Benza: Am Dreh von «Bachelorette», als ich einem Kandidaten keine Rose gab.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Benza: Toleranz, Aufrichtigkeit, eine positive Einstellung zum Leben.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Benza: Da bin ich überfragt.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Benza: Das ist eine gute, aber nicht so einfache Frage.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Benza: Yuli.

Weltwoche: Welche Ihrer wichtigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Benza: Dass man Glace in der Mikrowelle aufwärmen sollte, damit es nicht so hart ist. Und dass man Nutellabrötchen mit Butter essen sollte.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Benza: Je nach Thema.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Benza: Ja.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Benza: Mit siebzehn Jahren.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Benza: Mein Küchenmesser.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Benza: Dass alle Menschen ein wenig glücklicher sein können.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?



«Mein Grossvater hat mich am meisten geprägt»: Reality-TV-Star Benza, 28.

Benza: Ich finde meine Hände und Füsse nicht so toll.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Benza: Mit dem Influencer und Surfer Jay Alvarez.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Benza: Nein.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Benza: Hör auf dich selbst.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Benza: Ich war es zwei Jahre lang. Doch ich hatte nie die Zeit, mich länger damit auseinanderzusetzen und mich vorzubereiten. Darum habe ich einfach oft dasselbe gegessen. Da es bei mir immer schnell gehen muss, habe ich dann wieder begonnen, Tierprodukte zu essen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Benza: Dass es nach der Oberstufe eine Schule gibt, die es den Kindern ermöglicht, alles Mögliche auszuprobieren, damit sie innerhalb dieses Jahres herausfinden, was sie im Leben werden möchten.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Benza: Wenn ich eine andere Person «decken» muss.

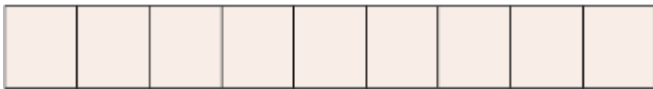
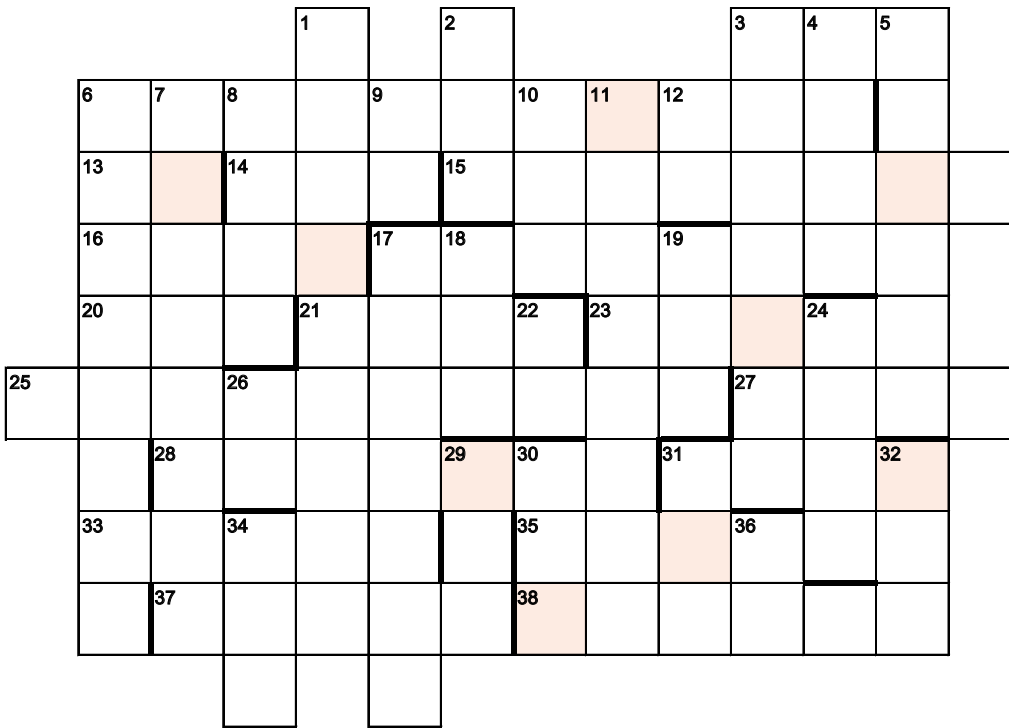
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Benza: Mein Grossvater. Er hat mich mit sehr viel Liebe erzogen. Wir gingen immer in der Natur spazieren und erzählten uns viele verschiedene Geschichten.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Benza: Wenn ich in Bewegung bin, beispielsweise beim Reisen oder wenn etwas läuft.

Die 8. Staffel der Schweizer «Bachelorette» mit Yuliya Benza läuft seit 25. April immer am Montag auf 3+.



Lösungswort — Lust darauf, jemanden zu betrügen?

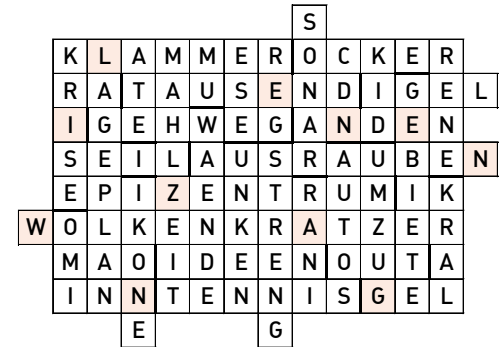
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 vorderster Teil von Getrieben 6 Frottee-Weichei 13 gehört zu den seltenen ...-den 14 Ausruf, der auf das Fehlen von Allergenen hinweist 15 fühlen sich auf Steinen oder Bäumen wohl und macht vielen Hobbybastlern Spass 16 etwas für klassische Tänzer, auch von vielen andern Sportlern benutzt 17 nur scheinbar animalisch 20 Lösungsmittelbestandteil für Börsianer 21 praktisch, wenn ein Klassenraum zu wenig Raum bietet 23 Blase in streichfähiger Form 25 englischsprachiges Land der Hirsche? 27 britisches Kapital, zufällig entdeckt 28 devote Art des Hervorbringens 31 luftige Vorsilbe 33 wer einen längeren hat, ist klar im Vorteil 35 manche enthalten Fruchtsaft, andere ganze Früchte 37 für Zauberbücher angeblich besonders geeignete Buchstaben 38 Magd nach Geschlechtsumwandlung

Senkrecht — 1 bilden sich im Zoo eher vor den Kassen als vor dem Reptilienhaus 2 Lieblingszahl von Fantasy-Liebhabern? 3 nach Rollator tönender Assistent 4 Federvieh, das im Pressewesen sein Unwesen treibt 5 versperren manchmal den Durchgang, ermöglichen ihn andererseits aber erst 6 «Scheiss» im Internet? 7 Semiten inklusive Grosspapagei 8 wie auch 31 senkrecht Bestandteil der Acetylsalicylsäure 9 halb-halb 10 Hinterteil einer afrikanischen Antilope, in der französischen Kochkunst verbreitet 11 sind aus der Sicht von Juristen nicht unbedingt menschlich 12 macht (leider) genau, was man ihm sagt 17 Leidenschaft eines bekannten Marquis 18 letzter Tg. des Mt. 19 manchmal auch im E-Banking erforderliches «Dreiecks-Verhältnis» 22 etwa 17300 9 senkrecht in der Ostschweiz 24 mehrere Landwirte hier oder einzelner (Nicht-zwingend-)Landwirt weit im Süden 26 womit Grosses beginnt 29 je nach 32 senkrecht Gutschein oder schlicht gut 30 FINMA-Vorgänger im Lebkuchen 31 siehe 8 senkrecht 32 damit endet ein Nachwort 34 creepy-crawly vorne am Schiff 36 Sportverein, der mitten im Stehcafe steht

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 764



Waagrecht — 2 KLAMMER 9 AufLOCKER-
ungs 13 RA 14 TAUSEND 15 IGEL (Märchen
«Der Hase und der Igel») 17 GEHWEG (geh
weg!) 19 ANDEN (an den) 20 SEIL (rück-
wärts: lies) 21 AUSRAUBEN 26 EPIZENT-
RUM 29 IK (Immanuel Kant) 31 WOLKEN-
KRATZER 33 MAOri 34 IDEEN 35 OUT
36 INN 37 TENNIS 38 GEL

Senkrecht — 1 Per-SONAR-beitet 2 Fräulein
KRISE (Buchfigur) 3 (K)LAGEPLAN-t 4 ATE
5 MAHLZEIT 6 MU (chem. jap. Trägerrake-
te) 7 (L)ESEsälen/(B)ESENkammern 8 REG-
en (Wüstentyp) 10 CDN 11 KID 12 RENE 16
GEBIETE 18 WAENDE 22 UNKEN
23 STRENG 24 AUTOS 25 UMZUG (um
Zug) 27 29 IKONE (IK+one) 28 RANI 30
KRALle 32 OMI

Lösungswort — **LEINENZWANG**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



COLLECTION

Villeret



IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80
RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39